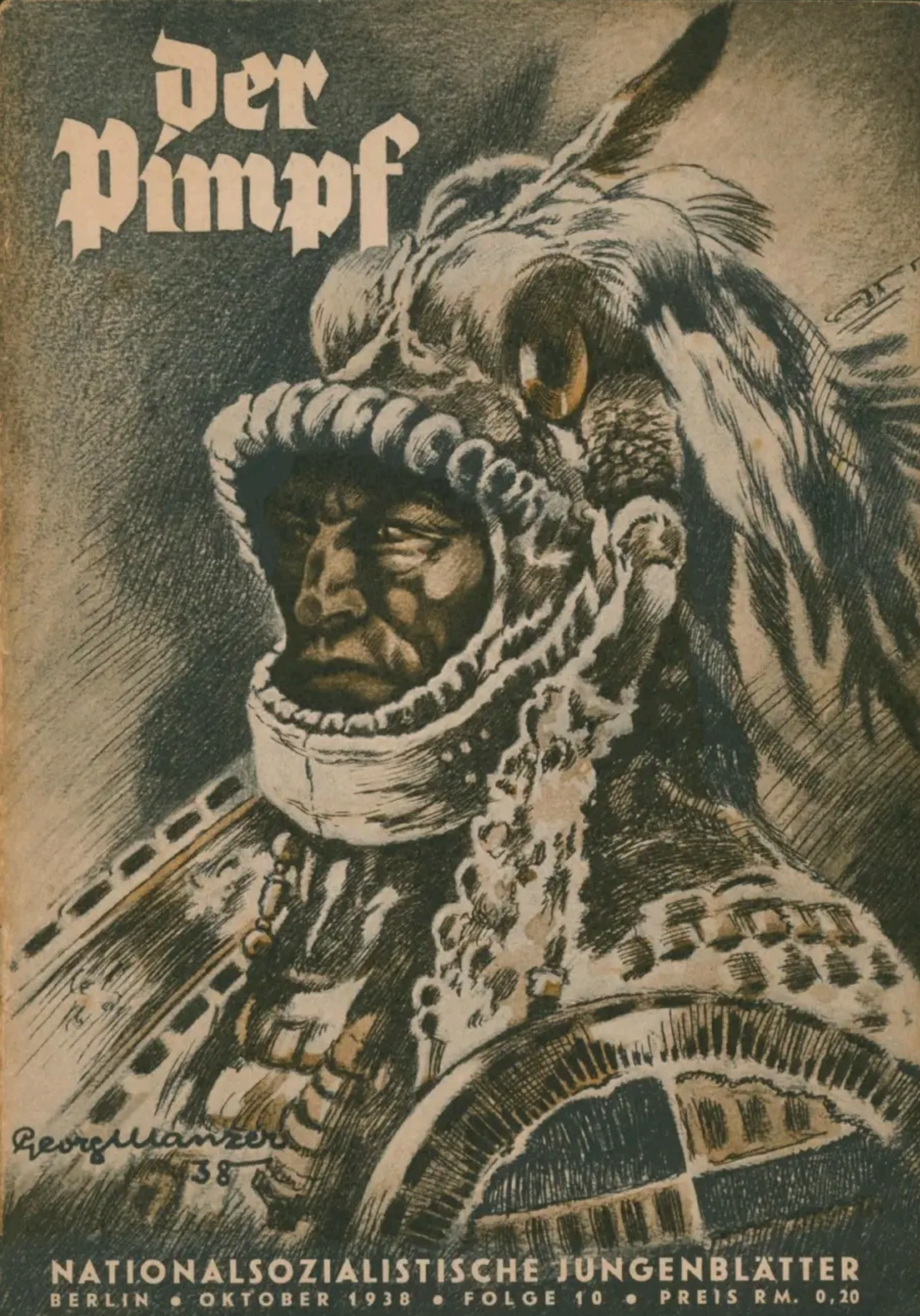
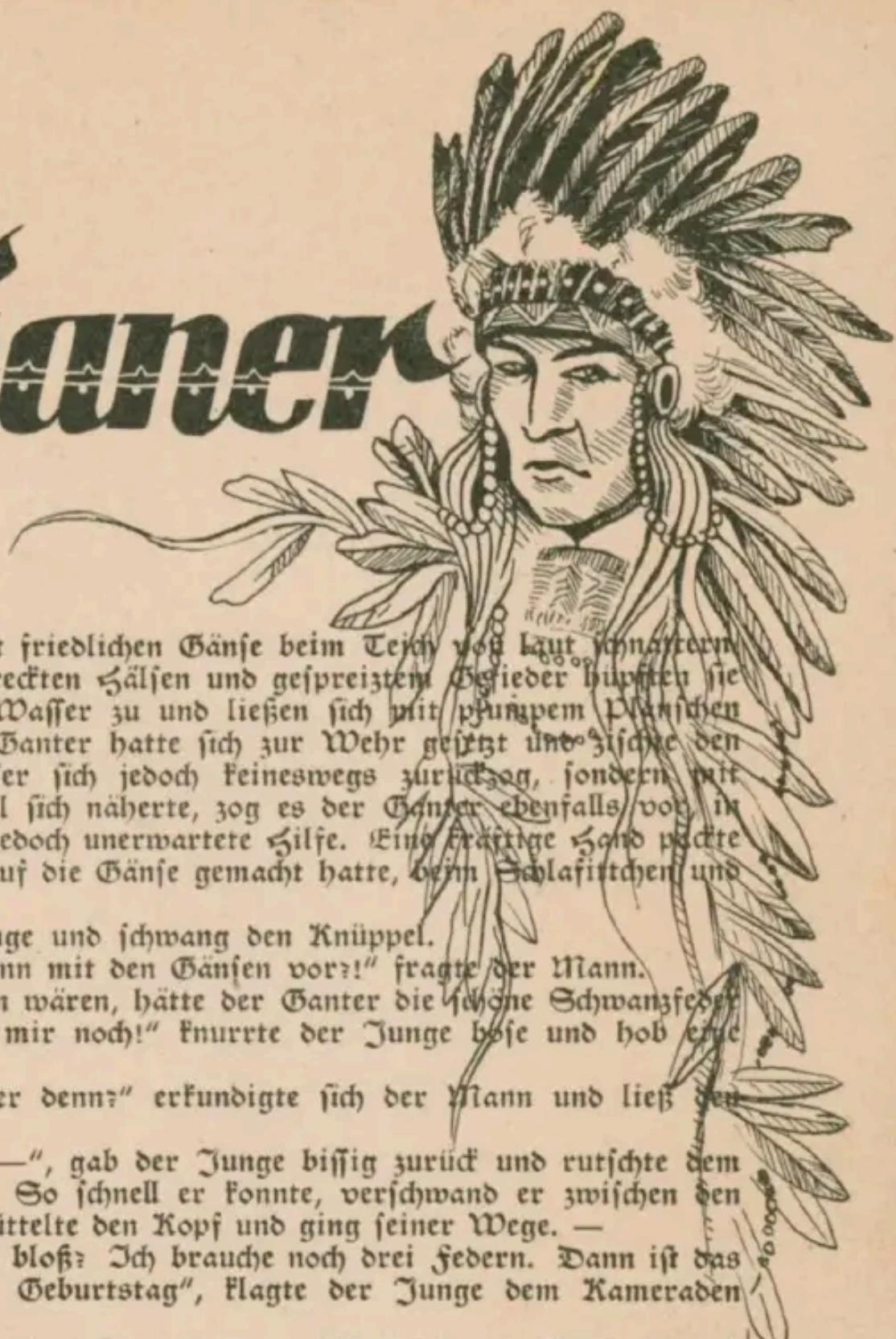
Der Pimpf



NATIONALSOZIALISTISCHE JUNGENBLÄTTER
BERLIN • OKTOBER 1938 • FOLGE 10 • PREIS RM. 0,20

Indianer



Urplötzlich wurden die sonst friedlichen Gänse beim Teich von Laut schnatternder Erregung befallen. Mit gereckten Hälsen und gespreiztem Gefieder hüpften sie so schnell sie konnten auf das Wasser zu und ließen sich mit plumpem Platschen hineinfallen. Nur der tapfere Ganter hatte sich zur Wehr gesetzt und zischte den Angreifer tückisch an. Da dieser sich jedoch keineswegs zurückzog, sondern mit drohend vorgeschobenem Knüttel sich näherte, zog es der Ganter ebenfalls vor, in den Teich zu flüchten. Da kam jedoch unerwartete Hilfe. Eine kräftige Hand packte den Jungen, der das Attentat auf die Gänse gemacht hatte, beim Schlafittchen und zog ihn kräftig zurück.

„Loslassen!" schrie der Junge und schwang den Knüppel.

„Lümmel! Was hast du denn mit den Gänsen vor?!" fragte der Mann.

„Wenn Sie nicht gekommen wären, hätte der Ganter die schöne Schwanzfeder doch noch verloren! Die fehlt mir noch!" knurrte der Junge böse und hob eine kleinere Gänsefeder auf.

„Wofür fehlt dir die Feder denn?" erkundigte sich der Mann und ließ den Jungen los.

„Verstehen Sie doch nicht —", gab der Junge bissig zurück und rutschte dem Mann unter den Händen weg. So schnell er konnte, verschwand er zwischen den Schrebergärten. Der Mann schüttelte den Kopf und ging seiner Wege. —

„Du, Georg, was mache ich bloß? Ich brauche noch drei Federn. Dann ist das Dings fertig. Morgen hat er Geburtstag", klagte der Junge dem Kameraden seine Not.

„Ach was, Günter, nimm doch einfach ein paar Hühnerfedern! Ihr habt doch welche!" schlug Georg vor.

„Die ollen mickrigen Dinger haben ja keine Federn! Los, komm mit, wollen mal sehen, was sich machen läßt", zog Günter den Kameraden in einen Gang hinein.

Wenige Minuten später war in Möllers Hühnerstall der Teufel los. Die Hennen flatterten hinter den Drahtgittern herum, als sei der Fuchs unter sie geraten. Der Hahn flog in höchster Todesnot auf und ab. Federn wirbelten durch die Luft, die Hühner machten einen Krach, als sollten sie in die Bratpfanne. Dazwischen aber war Günter und versuchte immer wieder, ein Hühnervieh zu haschen. Der Hahn hackte ihn in die Hände und ein Huhn fuhr ihm unversehens mit den Krallen ins Gesicht.

„Verflixtes Biest!" fauchte Günter und war wütend, daß er keines der Tiere erwischen konnte. Nicht mal 'ne Feder kriegte er zwischen die Finger!

Da erschien Papa Möller und klärte in wenigen Sekunden die Lage. Günter kriegte eins hinter die Ohren und Georg konnte eben noch entwetzen. In der Tür stand der achtjährige Bruder Günters, Fritzchen, und lachte übers ganze Gesicht.

„Du Hammel! Für dich kriege ich hier Senge!" fuhr Günter auf den Bruder los. Der tat ganz unschuldig. „Wieso für mich?" Günter erwiderte gereizt: „Wirst du morgen schon sehen!"

Papa Möller aber wollte wissen, weshalb Günter es auf die Hühner abgesehen hatte. Günter gestand es nach langem Zögern stockend im Hinblick auf die schlagfreudige väterliche Hand: „Fritzchen wollte zu seinem Geburtstag doch gern eine

Indianerrüstung haben. Da habe ich ihm eine aus Gänsefedern gemacht. Fehlten bloß noch am Schluß ein paar. Die Gänse geben keine mehr, nun wollte ich es mal bei den Hühnern versuchen", murrte er mit trotziger Stimme.

Papa Möller lachte aus vollem Halse: „Also Indianer wolltet ihr spielen!"

„W i r doch nicht!" wurde Günter heftig.

„Sieh mal an! Und was habe ich gestern in deinem Zimmer gesehen? Da lag doch der ganze Tisch voller Karl-May-Bücher!" sagte der Vater.

„Jaha — l e s e n! Lesen, das ist doch noch lange nicht Indianerspielen! Wir machen doch mit unserem Fähnlein noch ganz andere Kriegsspiele draußen im Gelände! Wir k ä m p f e n doch schon. Aber Fritzchen und die anderen Knirpse, die spielen eben noch Indianer!" ereiferte sich Günter.

„Wenn du so erhaben über Indianerspielen bist, warum machst du Fritzchen denn eine Indianerausrüstung zum Geburtstag?" drang Papa Möller weiter in Günter.

Vor lauter Aufregung fing Günter beinahe an zu stottern: „Na — warum sollen die nicht Indianer spielen? Da können sie doch heute schon für später lernen. Mußt den Knirpsen mal zusehen, Vater. Die schleichen sich an, fesseln sich gegenseitig an den Marterpfahl, fechten mit ihren Holzdolchen, bauen sich Zelte aus alten Decken und Säcken, und wenn man ihnen etwas von Karl May erzählt, lassen sie sogar das Essen stehen!"

„Na, dann sieh mal zu, wo du die restlichen Federn noch herkriegst. Nielchers haben doch auch ein paar Gänse", riet Papa Möller und ging zu seinen Kartoffelbeeten hinüber, wo er beim Graben war.

Georg hatte die ganze Zeit hinter einem Holunderbusch gestanden und tauchte, als die Luft rein war, wieder auf. Ihm war etwas eingefallen:

„Du, hör mal, mit der Rüstung allein kann doch dein Bruder nichts anfangen. Er muß doch noch Waffen dazu haben. Haben wir doch auch immer gehabt. Wollen wir ihm nicht noch schnell einen Bogen und einen Schild oder ein Tomahawk schnitzen?"

Günter besann sich, daß er von früher noch einige Sachen in seiner Kiste liegen haben mußte. Gemeinsam kramten sie herum und fanden außer den Indianersachen noch ein paar verknitterte Schwarten einer Wildwestreihe. Georg griff sich einen der zerfetzten Bändchen und besah sich lachend das bunte Titelbild. Es stellte einen wildaussehenden Indianerhäuptling mit einem phantastischen Kopfputz dar, wie er einen Trapper in rasendem Ritt an einem Lasso über die Prärie schleifte.

„Huhu!" machte Günter und riß dem Kameraden das zerlederte Heft aus der Hand. „Solche Schwarten habe ich tatsächlich mal gelesen!"

„Ist doch Dreck! Dreck und Stuß! So sind die Indianer bestimmt nicht gewesen, wie es immer da drin steht", meinte Georg.

„'türlich — bei Karl May steht auch alles ganz anders. Dem kann man glauben. Hast du doch selbst gesehen, als wir auf unserer Großfahrt im Elbsandsteingebirge bei Dresden bei den Karl-May-Festspielen waren. Das war ein Laden! Und erst die Villa „Bärenfett" in Radebeul mit all den Indianersachen!" erzählte Günter.

„Du, Angst habe ich aber gekriegt, als ich die Bücherei von Karl May gesehen habe. Was muß der in seinem Leben gelesen haben! So viel haben wir alle zusammen nicht gelesen!"

„Und dann ist er auch noch in Amerika und in Arabien gewesen! Da möchte ich auch mal hin. Das wäre doch mal eine Sache, was?"

Günter beruhigte ihn: „Was nicht ist, kann noch werden, aber jetzt wollen wir erst mal für Fritzchen die Sachen fertigmachen."

Bald saßen die beiden schnitzend in Günters Zimmer, und als Fritzchen seinen Kopf mal durch den Türspalt steckte, wurde er mit empörtem Gebrüll wieder hinausgeworfen.

Anderntags jedoch strahlte Fritzchen über einen prächtigen Federputz, den ihm der Bruder gemacht hatte. Begeistert schwang er den angemalten Tomahawk und jubelte:

„Jetzt muß ich Winnetou heißen, weil ich den schönsten Schmuck habe!"

Günter bekräftigte dies mit einem mit tiefer Stimme gesprochenen:

„Howgh."

von Rudolf Jacobs

Keine wilde Indianergeschichte werdet ihr hier lesen. Erleben sollt ihr vielmehr an einem Einzelschicksal den heldenhaften Kampf eines Volkes, das trotz schärfsten Widerstandes nicht stark und einig genug war dem Vordringen der Weißen standzuhalten.

Wenn man heute auf einem großen Ozeandampfer an den Wolkenkratzern der amerikanischen Küste vorbeifährt, kann man sich kaum vorstellen, daß hier einmal die bunten Wigwams der Rothäute gestanden haben. Aber man braucht darüber nicht traurig zu sein, denn die alte Indianerromantik ist keinesfalls ganz erloschen. Man muß nur Mut und Ausdauer besitzen, um abseits der gewöhnlichen Touristenstraßen in die entlegenen Jagdgründe der Rothäute zu wandern. Die Amerikaner haben den tapferen Urahnen ihres Landes bestimmte Gebiete zugesichert, in denen sich kein Weißer ansiedeln darf. Zwar ist das Kriegsbeil längst begraben, aber in den unwegsamen Gebirgsschluchten der Rocky Mountains und auf den weiten Prärien der Südstaaten hat sich noch etwas vom Heldengeist eines Winnetou und Old Shatterhand erhalten.

Selbst außerhalb der Schutzgebiete kann man bisweilen seltsame Dinge erleben. So fand ich in den ungeheuren Sumpfwäldern des Mississippideltas, die kaum jemals von eines Weißen Fuß betreten wurden, die versteckte Behausung eines Siouxindianers. Von dieser Begegnung und den Abenteuern des roten Kriegers will ich euch erzählen.

Mit einem kleinen deutschen Frachtdampfer steuerte ich den Mississippi hinauf. Endlos windet sich das breite Band des Riesenstromes, an dessen versumpften Ufern dichte Zedern- und Magnolienwälder, Palmen und Bananenstauden ihre mächtigen Kronen in den Himmel recken. Die lehmgelben Fluten haben eine ungeheuere Reise hinter sich. Vergeblich suchen wir nach einem Größenvergleich. Für solche Ungetüme ist Europa viel zu klein. Zusammen mit seinem Nebenfluß, dem Missouri, ist der Mississippi an 7000 Kilometer lang, sein Stromgebiet bedeckt eine Fläche von der mehrfachen Größe Deutschlands. Große Schiffe können zu Dutzenden auf seinem Unterlauf aneinander vorbeifahren, und erst die Deltaarme werden wieder seltsam schmal.

Schon nach kurzer Zeit hat mich der mächtige Strom ganz in seinen zauber-

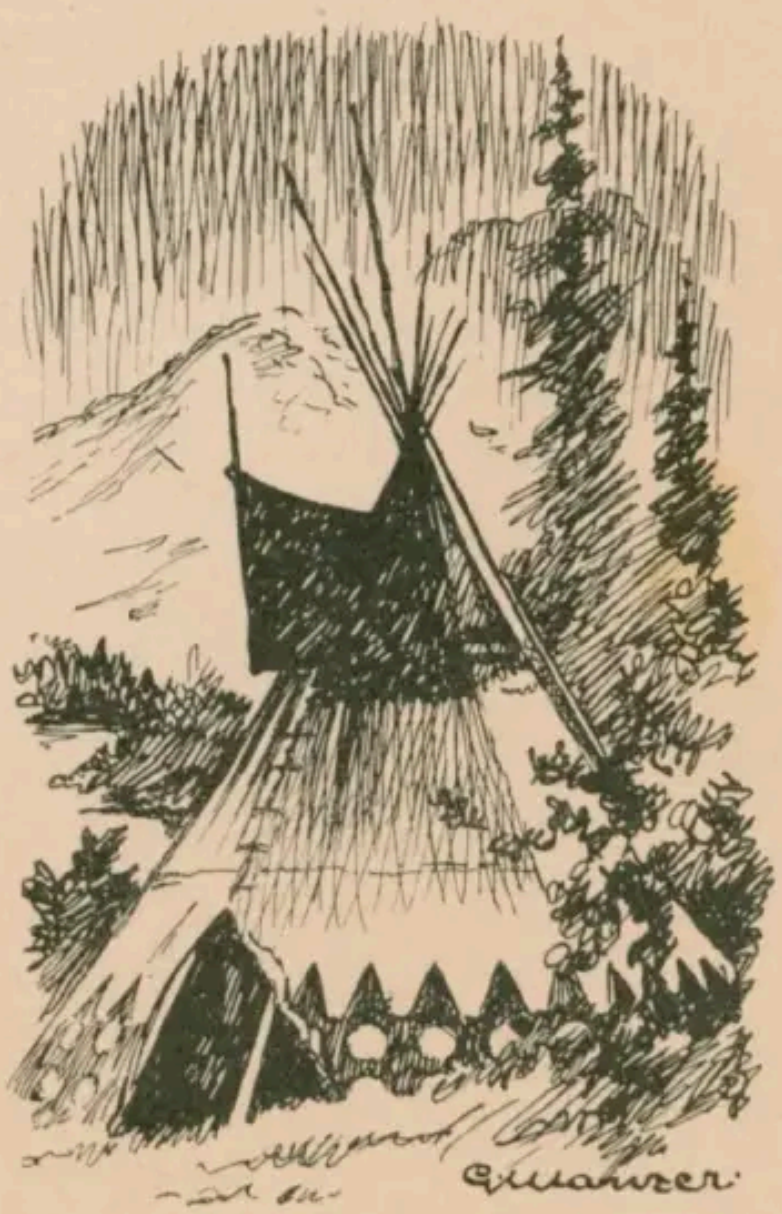
haften Bann gezogen. Am nächsten Ankerplatz verlasse ich den Dampfer und beschließe, ganz allein auf Entdeckungsfahrt zu gehen. Mit einem winzigen Ruderboot, das mit Proviant und Flinte beladen ist, dringe ich weit in die unbekannten Rinnsale des riesenhaften Mississippideltas vor. In dieser unwegsamen tropischen Wildnis ist es noch ganz wie zu Karl Mays und Gerstäckers Zeiten. Weithin schweift der Blick über die endlosen Sümpfe, in denen das Schilfkraut leise rauscht. Kein Weg führt durch diese versunkenen Dschungel — das ist kein Wohnplatz für den weißen Mann. Einige Pelikane gleiten in schwerfälligem Fluge, den großen Kehlsack voller Fische, dicht über meinen Kopf hinweg. Die bunten Geschichten von den „Flußpiraten am Mississippi" könnten in diesem unberührten Delta noch einmal Wirklichkeit werden.

Robinsonleben im Mississippidelta

Tagelang führe ich ein ungebundenes Robinsonleben, beobachte die Alligatoren in den flachen Lagunen und schieße mir zum Mittagessen ein paar bunte Vögel aus der Luft. Immer tiefer wage ich mich in das verwirrende Labyrinth der schmalen Wassergräben und Kanäle. Seit meiner Abfahrt habe ich keinen Menschen mehr gesehen, und ich glaube, ganz allein in diesem ungeheuren Delta herumzustreifen, bis ich eines Tages eine feine Rauchfahne über den Schilfbüschen erkenne. Eine schmale Wasserstraße führt in vielen Windungen durch das Dickicht auf die geheimnisvolle Stelle zu, und man könnte fast glauben, sie wäre von Menschenhand angelegt worden.

Auf einmal fahre ich erschrocken zusammen. Hat es nicht eben im Schilf geraschelt? Und plötzlich glaube ich zu träumen: durch eine Lücke der Dschungelwand starrt mir ein braunes Gesicht entgegen! Zwei dunkle, glühende Augen beobachten für Sekunden mein Tun. Dann ist der Spuk schon wieder vorbei. Es war wohl nur Einbildung! Unverändert steht das Dickicht zu beiden Seiten.

Mit klopfendem Herzen rudere ich weiter. Schon steigt mir Rauchgeruch in die Nase und ich höre leise, fremdartige Laute. Scharf biege ich um eine Ecke und muß mir plötzlich die Augen reiben. Bin ich auf einmal im Märchenland? Ist es denn möglich?



Vor mir steht auf einem breiten Erdwall das fellgedeckte „Tipi" eines Sioux-indianers! Ein alter Jugendtraum geht in diesem Augenblick in Erfüllung, und ich möchte vor Freude laut aufjauchzen. Aber dann kommt mir die unheimliche Lage zum Bewußtsein, und ich greife angstvoll nach meiner Flinte. Unsinn! Die wilden Zeiten sind längst vorbei, ich will als Freund in dieses Lager kommen! Aber vorerst muß ich mich bemerkbar machen. Denn so viel habe ich aus meinen Karl-May-Büchern gelernt, daß man nie eigenmächtig und unbemerkt ein fremdes Lager betreten darf. Das tun nur Leute mit feindlicher Absicht. Also klatsche ich in die Hände und rufe einen englischen Gruß.

Als hätte er auf diesen Augenblick gewartet, tritt ein greiser Indianer aus dem Zelt. Nichts an ihm verrät die Berührung mit der Zivilisation. Seine Kleidung besteht nur aus ledernen Hosen und Mokassins. Das dunkle, bläulich schimmernde Haar wird von einer mächtigen Adlerfeder geschmückt. Doch herrlicher als alles Kleiderwerk sind die edlen Formen des braunen Körpers, das Spiel seiner Muskeln und die dunklen, forschenden Augen in dem scharfgeschnittenen Gesicht.

Mit würdevollen Schritten kommt der Indianer auf mich zu und begrüßt mich — ich bin von neuem überrascht! — in englischer Sprache.

„Fremdling, wir haben dich schon seit mehreren Tagen beobachtet. Du bist der erste Weiße, der sich in diese Wildnis wagt. Teile in Frieden unser dürftiges Lager und stelle deine Flinte fort — es geschieht dir nichts. Ich hege keinen Groll mehr gegen den weißen Mann!"

Am Lagerfeuer des einsamen Indianers

Mehrere Tage lebe ich bei der gastlichen Rothaut, schlafe des Nachts auf weichen Büffelfellen und esse mit Appetit die duftenden Fische, die von Tatopia, der schönen Indianersquaw, mit viel Geschick über dem Lagerfeuer geröstet werden. Außer uns dreien ist niemand im Lager. Vergeblich suche ich herauszubekommen, woher mein Gastgeber seine Sprachkenntnisse hat und was ihn bewegt, fern von allen Stammesgenossen, in den unwegsamen Mississippisümpfen zu hausen. Aber ich frage niemals, denn ich bin schon zuviel unter Naturvölkern gereist, um ihre Abneigung gegen naseweise Fremde nicht zu kennen.

Meine Ausdauer wird auch diesmal belohnt. Bald sieht mich der Indianer viel freundlicher an, und vor den Flammen des nächtlichen Lagerfeuers beginnt er aus seinem Leben zu erzählen:

„Ich bin Hakada vom Stamme der Sioux. Meine Ahnen waren einst mächtige Krieger, die ein großes Gebiet östlich vom Mississippi bewohnten. Auf der Suche nach neuen Jagdgründen drangen sie immer weiter nach Norden vor, und weit oben im Land der eisigen Winterstürme, am flachen Ufer des Missouri, kam ich in einem verschneiten Tipi zur Welt. Meine Mutter Wagaskawi habe ich nie gekannt, sie starb bei meiner Geburt.

Wagaskawi, der Schwan, soll eine außergewöhnlich schöne Frau gewesen sein, die Königin der Sioux. Mein Vater Matasapa, der schwarze Bär, mußte schon

außerordentliche Fähigkeiten besitzen, daß er ein solches Weib zur Squaw haben durfte. Er war der kühnste Jäger des Stammes, ein Mann mit wirklichen Bärenkräften, und ich habe einmal selbst gesehen, wie er einen zudringlichen Wolf mit den Händen erwürgte.

Doch als der fünfte Winter ins Land zog, sollte ich auch meinen Vater bei einem Kriegszug verlieren. Nun war ich ganz allein und auf das Mitleid meiner Stammesgefährten angewiesen, die mich mit Nahrung und Kleidung versorgten. Sie waren sehr traurig über mein Schicksal und nannten mich Hakada, ‚den beklagenswerten Letzten'.

Um die gleiche Zeit, als mein Vater in die ewigen Jagdgründe einzog, brach in Minnesota ein furchtbarer Indianeraufstand los. Einmütig hatten sich die roten Krieger zusammengerottet, um gegen die fremden Farmer, die sich auf ihrem Boden ansiedeln wollten, zu Felde zu ziehen. Darüber war der Große Weiße Vater in Washington sehr erbost und ließ seine schwerbewaffneten Truppen gegen die Aufständischen vorrücken. Unserem kleinen Stamm blieb nichts weiter übrig, als in wilder Flucht nach der kanadischen Grenze davonzustürmen.

Wettlauf auf Leben und Tod

Nie werde ich diesen Wettlauf vergessen, der über Leben und Tod unserer Sippe entschied. Bange Ahnungen erfüllten die Herzen der tapferen Krieger. Tags zuvor hatte unser Medizinmann eine schlimme Prophezeiung verkündet:

‚Männer und Frauen der Siouxindianer! Das große Geheimnis ist mir im Traum erschienen. Es zeigte mir Menschen mit flammenden Körpern. Ich fürchte, daß wir diesen Zug nicht überleben werden!'

Nur langsam kam die umfangreiche Karawane durch die Steppen und Urwälder voran. Unsere einfachen indianischen Beförderungsmittel reichten nicht aus, um die schweren Lasten mit der notwendigen Eile fortzuschaffen. Zu beiden Seiten unserer Hunde und Pferde hatten wir lange Stangen befestigt, die auf der Erde nachschleiften. Unten waren sie zusammengebunden und mit einem Geflecht aus Büffelleder versehen. Darauf wurden neben dem schwersten Gepäck auch Kinder und alte

Leute gelegt, die zu schwach waren, um der Karawane zu folgen. Viele unserer greisen Stammesangehörigen nahmen sich auf dieser wilden Flucht das Leben, um ihren Kindern nicht zur Last zu fallen. Aber der Untergang schien unvermeidlich, als uns ein reißender Wildstrom den Weg versperrte. Hinter unserem Rücken begannen bereits Gewehrsalven zu krachen. Die ‚Uatschitschun', die weißen Männer, hatten uns erreicht.

Während unsere Krieger mit ihren einfachen Waffen dem überlegenen Feind entgegentraten, überquerten die andern Indianer in einfachen Booten aus Büffelleder den reißenden Wildstrom. Das kleine Häuflein, das schließlich durchnäßt das rettende Ufer erreichte, schien fürs erste in Sicherheit zu sein, denn die weißen Männer hatten keine Boote. So schnell es ging, schlugen wir uns weiter durch die Steppe, der rettenden kanadischen Grenze zu.

Wir wähnten uns beinahe in Sicherheit, da sollte sich die furchtbare Prophezeiung unseres Medizinmannes erfüllen!"

Für einen Augenblick hielt der Indianer in seiner Erzählung inne und starrte versunken in das glimmende Lagerfeuer. Tatopia benutzte die Pause, um ein paar neue Holzscheite auf die verlöschenden Flammen zu legen, und wenig später loderte

das Feuer mit neuer Kraft empor. Gespenstisch huschte der flackernde Schein über das edle Gesicht meines Gastgebers, das sich schmerzlich verzogen hatte. Dann straffen sich die Züge wieder und Hakada fuhr in seiner Erzählung fort:

Die Prärie brennt . . . ! !

„Vieles was ich dir nun berichten werde, weißer Fremdling, habe ich nicht selbst beobachtet. Ich war damals noch ein Kind, und meine kleinen, angsterfüllten Augen vermochten all das Schreckliche jenes Augenblickes nicht zu fassen. Die weißen Soldaten haben mir später alles um so deutlicher wiedererzählt.

Ja, an jenem verhängnisvollen Sommerabend war es ungewöhnlich schwül und der Himmel schwebte voll blutiger Wolken. Am Horizont begann die Luft seltsam zu flimmern, und mit den wachen Sinnen, die uns Naturkindern eigen sind, hatten wir das Furchtbare erfaßt. Ein ungeheurer Präriebrand zog mit Windeseile auf uns zu!

Es war ganz aussichtslos, etwas gegen dieses feurige Verderben zu unternehmen. Im weiten Umkreis war die Steppe trocken und verdorrt und schon spürten wir den beizenden Rauch in der Kehle. Die wilden Tiere der Prärie jagten angsterfüllt an uns vorbei, denn hinter ihnen leckten die Flammen. Der Medizinmann hatte die Hände beschwörend gen Himmel gehoben und murmelte mit heiserer Stimme: ‚Der Große Geist hat unsern Untergang beschlossen! Krieger sammelt euch zum letzten Kampf!'

Die Sioux hatten nichts mehr zu verlieren. Vor ihnen loderte die rote Wand und im Rücken lauerten die Gewehre der weißen Truppen. Mit ihrem wilden Kriegsruf: „Hu! Hu! hay-ay! hay-ay! u! we do!" stürzten sie sich den Soldaten entgegen, die inzwischen den Fluß überquert hatten und in sicherer Nähe des Wassers warteten. Alle Sioux wünschten nur noch ehrenvoll im Kampfesgetümmel zu sterben, niemand wollte in Gefangenschaft geraten. Unbeachtet von meinen Gefährten stand ich elternloser Knabe in dem schrecklichen Tumult und sah meine roten Freunde im Kugelregen zusammenbrechen. Eine schreckliche Hitze breitete sich über das Kampffeld aus und hinter meinem Rücken leckten die Flammen der Prärie. Aber wir Sioux wichen keinen Schritt mehr zurück. Fast alle Krieger lagen schon nach kurzer Zeit tot am Boden und ihre Weiber stießen sich eigenhändig das Messer in die Brust, ehe sie in den Flammen versanken.

Ich fühlte mich plötzlich von einer kräftigen Hand zurückgerissen. Es war eine weiße Hand. Da schrie ich laut und begann wie ein kleiner Tiger um mich zu beißen. Aber die weißen Soldaten lachten nur und zogen mich in ihre rußgeschwärzten Reihen. Jetzt war ich unter die ‚Uatschitschun' geraten. Ein neuer Abschnitt hatte in meinem Leben begonnen. Ich kam in eine große Stadt und wurde von einem reichen Pflegevater ins Haus genommen, der mir viel Liebe entgegenbrachte. Bald merkte ich, daß die weißen Männer keine so schlechten Teufel waren, wie man uns im Indianerlager beigebracht hatte. Mit der Unbekümmertheit der Jugend lebte ich mich schnell in meine neue Umgebung ein. Ich war der Stolz meines alten Pflegevaters, der mir eines Tages ein prächtiges Reitpferd schenkte.

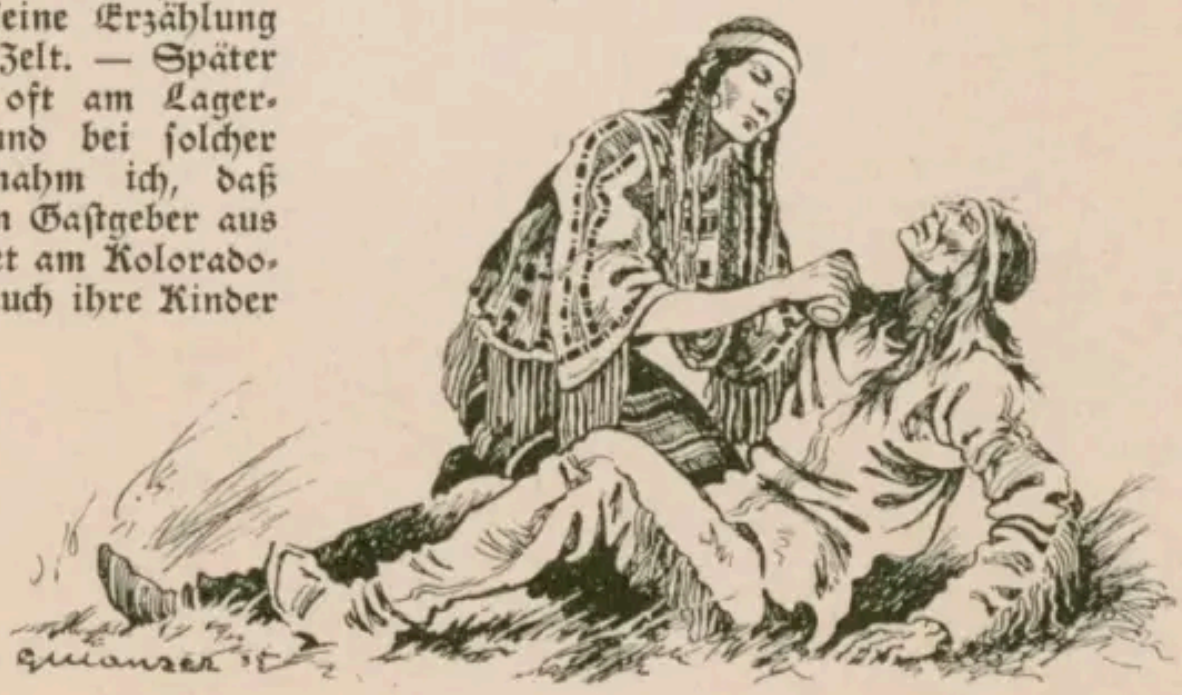
Dieser ungestüme Mustang trug mich zum erstenmal seit langer Zeit wieder in die endlose Weite der Steppe hinaus. Ich fand großen Gefallen an diesen einsamen Ausflügen, und häufiger als je blieb ich von der Schule fort, um in wildem Galopp in die befreiende Wildnis zu jagen. Verwundert stellte ich fest, daß der ungezähmte Wandertrieb meiner roten Ahnen wieder in mir erwacht war. Oft saß ich traurig auf einen Stein und grübelte über mein Schicksal nach, das mich in die großen Städte der weißen Männer geführt hatte, wo ich mich allmählich fremd und krank zu fühlen begann. Ein unbändiges Heimweh hatte mich erfaßt, und schließlich nahm ich langen Urlaub, um mit meinem Mustang weit durch das ganze Land zu streifen. Mein Pflegevater sagte kein Wort. Traurig sah er mich an, als wolle er sagen: ‚Du wirst nimmer zu uns Weißen zurückkehren!' — Tausende von Kilometer legte ich im Sattel zurück. Bis in die sonnenverbrannten Wüsten Arizonas trug mich mein wilder Mustang. Es war, als begann auch dieses edle Tier den ungestümen Freiheitsdrang zu spüren. Denn als ich eines Morgens erwachte, hatte mich der Mustang verlassen und mich allein in der Einöde gelassen! Ich wußte, was das bedeutete. Ohne Reittier war ich völlig hilflos in der unwegsamen Wüste — dem Tode verfallen!

Ich irrte mehrere Tage in der Wildnis umher. Dann hatte ich kein Trinkwasser mehr und wußte, daß alles zu Ende war. Mit ausgedörrter Kehle legte ich mich auf den heißen Sand um zu sterben. Bald war es tiefe Nacht um mich her.

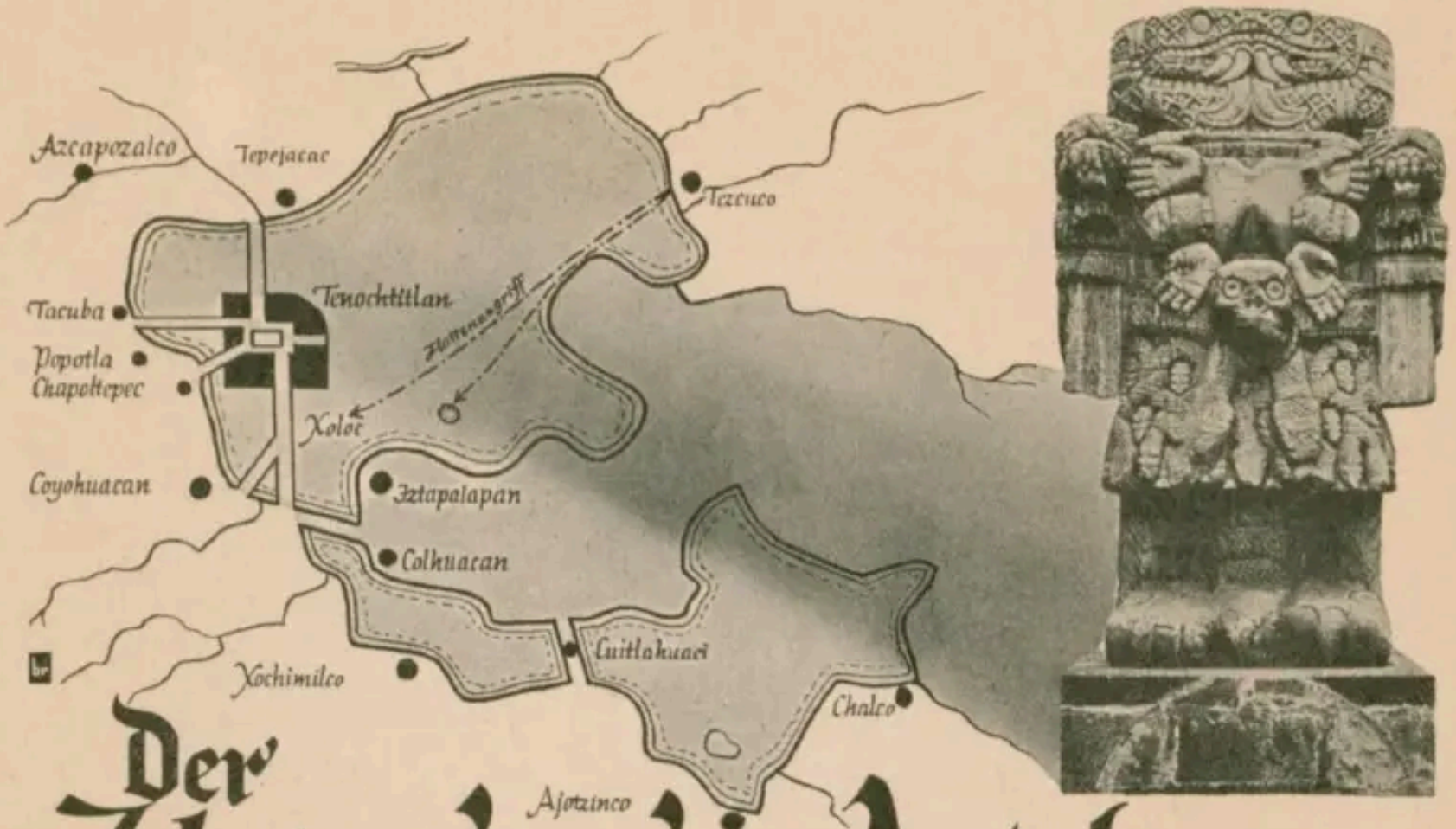
Als ich wieder zum Bewußtsein kam, glaubte ich Jahre geschlafen zu haben. Meine Lippen schmeckten kühlendes Wasser, und als ich die Augen öffnete, blickte ich in das lächelnde Antlitz eines Indianermädchens. Es war jung und stattlich gebaut, von der starken Schönheit einer wilden Prärielilie. Und wie von einer Zauberkraft gebannt, mußte ich immer wieder in die dunklen Augensterne blicken, die den sanften Augen einer Hirschkuh glichen. Auf einmal vergaß ich meine Erziehung bei den weißen Männern, ich dachte nicht an meine Schulbücher und Kameraden. Ich kehrte wieder zu den Meinen zurück. — Ich war wieder Indianer.

Ohne mich nur umzusehen, folgte ich dem Mädchen in das väterliche Tipi, und bin seitdem nicht mehr von seiner Seite gewichen. Tatopia, meine Squaw, war es, die mich damals vom Tode des Verdurstens errettet hat!"

Mit einem befreiten Seufzer beschloß der Alte seine Erzählung und trat in sein Zelt. — Später haben wir noch oft am Lagerfeuer gesessen, und bei solcher Gelegenheit vernahm ich, daß meine indianischen Gastgeber aus einem Schutzgebiet am Koloradofluß kamen, wo auch ihre Kinder lebten.



9 Zeichnungen: Georg Manzer. Aufnahme für die Kopfleiste: Scherl



Der Untergang der Azteken

Von Werner Kallmerten

Diese Geschichte soll euch berichten vom Untergang eines mächtigen Reiches, das im 16. Jahrhundert in Mexiko viele Volksstämme unterjocht hatte und durch inneren Zerfall und Aberglauben dem Ansturm weniger tapferer Spanier unter Führung ihres Feldherrn Cortez bis zur Selbstaufgabe nachgeben mußte.

. . . Auf den Fuß- und Fingerspitzen war Heiner zu dem Gebüsch gekrochen, von dem aus er das Lager der feindlichen Rothäute überblicken konnte. Spähend hob er den Kopf. Er hatte es Old Shatterhand in die Hand versprochen, nicht ohne genaue Nachricht zurückzukommen. Jetzt war er am Ziel. Er begann die Rothäute, die auf der Suche nach neuen Weidegründen waren, zu zählen. Höher hob er den Kopf, um bessere Übersicht zu haben. Da, plötzlich raschelte es hinter ihm. Starke Hände hielten ihn fest. Mit letzter Kraft schlug er um sich und . . .

„Bist du wahnsinnig geworden?" schrie Kurt. „Du haust mich ja k. o."

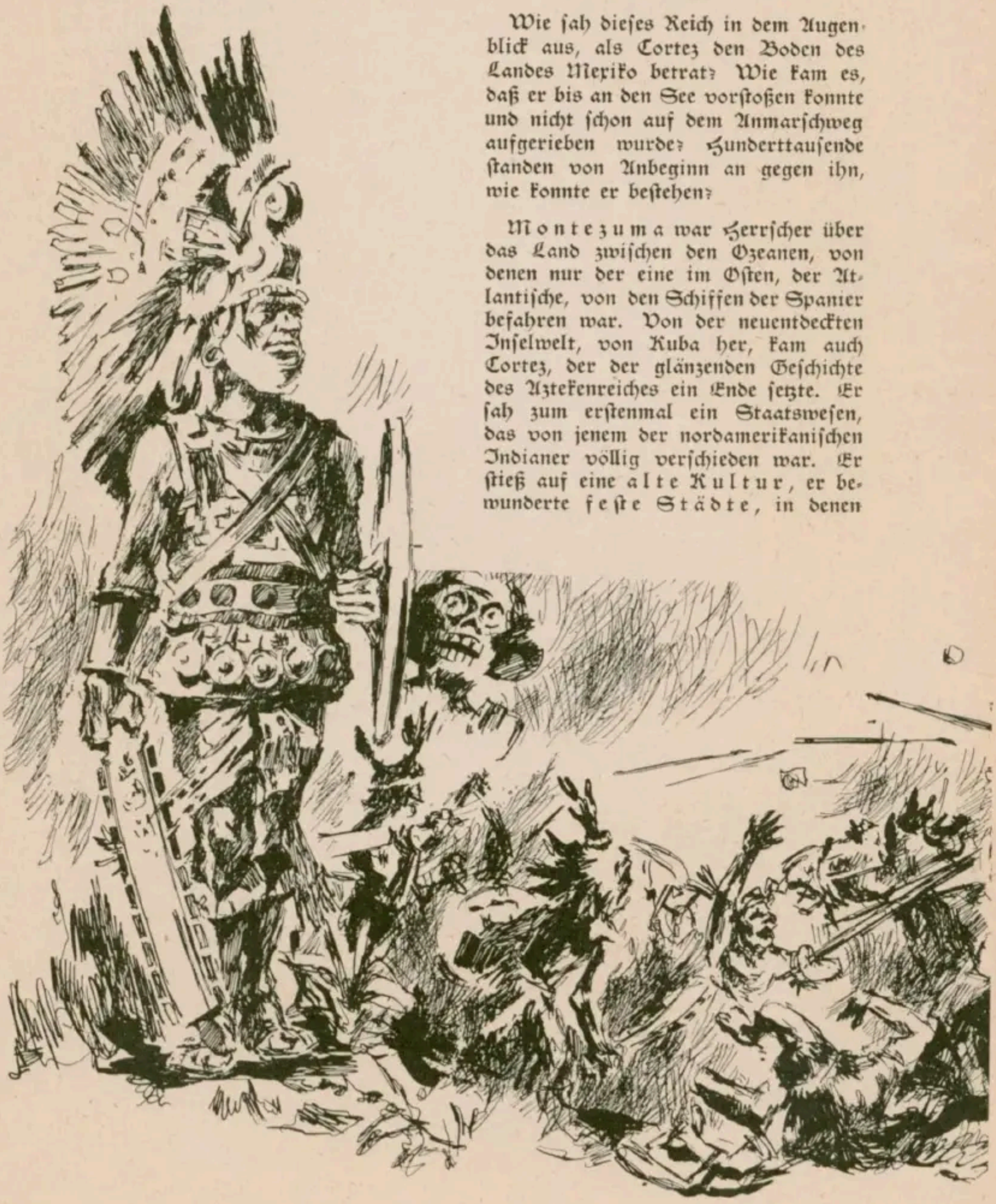
Heiner rieb sich die Augen. Es war stockfinstere Nacht. Er hatte schrecklich geträumt. Nun war es vorbei, weil er seinen Nachbarschläfer im Zelt, den dicken Kurt, auf die Nase gehauen hatte.

„Schade", sagte Heiner und gähnte, „schade, Kurt, ich hätte mich gern mal am Marterpfahl der Azteken gesehen."

„Du bist wirklich irre geworden." Kurt schüttelte den Kopf. Doch er ließ sich versöhnen, als Heiner ihm seinen Indianertraum erzählte. Als Kurt jedoch von den Azteken hörte, wurde er bedenklich. „Das ist Quatsch, Heiner. Old Shatterland hat nie 'was mit den Azteken zu tun gehabt. Und überhaupt suchten die keine Weidegründe. Pferde kannten sie auch nicht. Ich werde dir morgen die Geschichte von den Azteken erzählen. Erst mal auspennen." Dann drehte er sich um, murmelte noch was von Old Shatterhand, Azteken, Blödsinn, k. o. und ähnliches und schlief wieder ein; Heiner auch — trotz seiner Zweifel.

Am nächsten Tag hörte er die Geschichte der Azteken — in Bruchstücken zwar, aber immerhin so, daß er neugierig war und sich später zu Hause ein paar Bücher besorgte, die ihm nähere Auskunft über die Jahre 1519 bis 1521, in denen der spanische Edelmann Cortez das Land Mexiko seinem König unterwarf.

Azteken in der Hauptstadt umzingelt, aber dennoch nicht geschlagen. Wenngleich ihre Scharen gelichtet waren, die Leichen zu Bergen sich türmten, kämpften sie mit dem Mut der Verzweiflung, getrieben von den Priestern ihrer Götzen, um den letzten Fleck des ehemals mächtigen Reiches. Wochenlang tobte der Kampf hin und her, bis endlich neun Zehntel der Stadt in Flammen stand, bis die Spanier dank ihrer überlegenen Waffen und ihrer besseren Kriegsführung den letzten Tempel stürmten, bis der letzte Kaiser der Azteken, Guatemozin, in die Hände Cortez' fiel und dieser damit der unumschränkte Herrscher des blutgetränkten, verwüsteten Bodens wurde.



Wie sah dieses Reich in dem Augenblick aus, als Cortez den Boden des Landes Mexiko betrat? Wie kam es, daß er bis an den See vorstoßen konnte und nicht schon auf dem Anmarschweg aufgerieben wurde? Hunderttausende standen von Anbeginn an gegen ihn, wie konnte er bestehen?

Montezuma war Herrscher über das Land zwischen den Ozeanen, von denen nur der eine im Osten, der Atlantische, von den Schiffen der Spanier befahren war. Von der neuentdeckten Inselwelt, von Kuba her, kam auch Cortez, der der glänzenden Geschichte des Aztekenreiches ein Ende setzte. Er sah zum erstenmal ein Staatswesen, das von jenem der nordamerikanischen Indianer völlig verschieden war. Er stieß auf eine alte Kultur, er bewunderte feste Städte, in denen

Freunde hatten die Brigantinen in Einzelteilen durch das Gebirge nach Teztuco geschafft, wo sie zusammengesetzt wurden. Es war für jene Zeiten eine gewaltige Tat, Schiffe im Binnenlande zu erbauen und sie über Gebirge hinweg an ihren Bestimmungsort zu schaffen. Cortez selbst sagt in einem Briefe darüber, daß wohl niemals vorher eine so wunderbare Erscheinung gesehen worden wäre.

So trug eine Reihe glücklicher Umstände dazu bei, daß Cortez den endgültigen Sieg an seine Fahnen heften konnte; auf der Gegenseite waren schwere Fehler gemacht worden, nie war ein einmal errungener Sieg zur völligen Vernichtung des Feindes ausgenutzt worden. Das Aztekenreich war mit dem Ende des Jahres 1521 aus der Geschichte gestrichen. Mit unnachsichtiger Härte unterdrückte Cortez jeden Aufstandsversuch; 400 vornehme Indianer ließ er einmal hinrichten, weil sie den Versuch gemacht hatten, sich gegen die Herrschaft Spaniens aufzulehnen. Auch der letzte Herrscher des Aztekenreiches, Guatemozin, erlitt den Tod am Galgen, weil er in den Verdacht geriet, eine Verschwörung angezettelt zu haben.

Ohne Zweifel ist dieser Eroberungszug eine der abenteuerlichsten Taten der Weltgeschichte. Hier wurde der spanischen Krone ein Gebiet von ungeheurem Werte erschlossen durch eine Handvoll zu allem entschlossener Männer. Selten gibt es in der Geschichte der Jahrhunderte einen so entschiedenen Willen, der die letzten Brücken zur Heimat abbrach, die Schiffe hinter sich zerstörte und sich auf Tod oder Sieg dem gesetzten Ziel verschwor. Wie ungeheuer stark müssen die Hauptleute und Soldaten erfüllt gewesen sein von dem Hunger nach neuen Entdeckungen, die ihnen Ruhm und vor allem Reichtum bringen sollten. Und wie kläglich im Vergleich zu den aufgewandten Mühen und zu den Verdiensten, die sie sich um das spanische Reich erwarben, ist ihr Ende. Cortez selbst starb, verarmt und vergessen von seinem Kaiser und seinen Landsleuten, in Spanien. Die letzten Jahre seines Lebens waren erfüllt von einem zwecklosen Kampf um die Anerkennung seiner Leistungen und um die Erfüllung seiner gerechten Forderungen. Allen erworbenen Reichtum hatte er in neuen Entdeckungsreisen angelegt. Ihm war es nicht möglich, als Bewirtschafter seiner Güter stillezusitzen, immer wieder zog er aus, bis die ersten Mißerfolge seine Neider triumphieren ließen.

Die Vernichtung des Aztekenreiches, der Untergang einer hohen indianischen Kultur, sollte auch den Siegern kein Glück bringen.

Versunken! Vergessen?

Weshalb hören wir Jungen so gern von Indianern und lesen Karl May mit ähnlicher Begeisterung wie die Geschichten unserer deutschen Helden, der Ordensritter, Landsknechte, der Freiheitskriege u.a.m.?! Es sind die männlichen Tugenden der Rothäute, die uns vorbildlich erscheinen! Mut, Härte, Treue und Selbsterziehung sind ihnen oberste Gesetze gewesen. Das aber sind jene Eigenschaften, denen wir Jungen nachstreben. Wir wissen, daß wir die indianischen Tugenden nicht durch harmlose Spielereien erwerben können.

Unser Jungvolkdienst verlangt mehr von uns. Die Schwertworte bestimmen unser Leben während der vier Jahre, die wir Pimpfe sind. So können wir nie in wirklichkeitsfremde Schwärmerei verfallen, wenn wir von Indianern lesen, können nie davon träumen, wie es sein müßte, wenn wir einmal in den Jagdgründen der Rothäute wären. Fern liegt die Zeit zurück, da die Indianer noch ein stolzes freies Volk waren. Begraben für alle Zeit ist das Kriegsbeil. Behalten wir Jungen die Indianer so in Erinnerung: als ganze Kerle. Halten wir uns weiter immer vor Augen, daß die indianische Rasse aussterben mußte, weil sie nicht zu jener inneren Geschlossenheit fand, die ein Volk unbedingt braucht, um sich seine Freiheit und Rechte zu bewahren.

Scherenschnitt von Heinz Oertel

Die Geschichte des berühmten Detektivs Taps • Ein Roman in Fortsetzungen

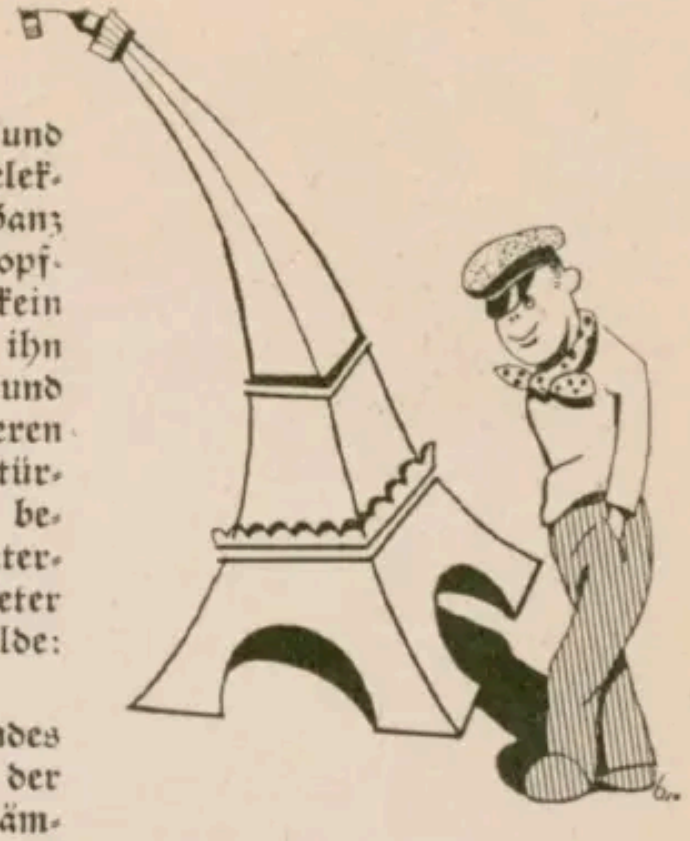
Taps' sechstes Abenteuer. Niedergeschrieben von K. H. Zeichnungen R. Breidenstein

Es war eines der wenigen Male, daß man den berühmten Detektiv überlistet hatte. Obgleich er an einen Baumstamm gefesselt war, gab er sich keineswegs verloren und sann sofort auf ein Mittel, das ihn befreien würde. Es fiel ihm nicht schwer, Rat zu schaffen. Während sich die Pimpfe zurückgezogen hatten — wahrscheinlich wußten sie nicht recht, was sie mit Taps anfangen sollten —, begann Taps sich seiner Fesseln auf eine sehr einfache Weise zu entledigen. Er wandte seine bewährte Abmagerungskur an. In kurzer Zeit brachte er es fertig, derart zu schwitzen, daß er zusehends dünner und dünner wurde. Schon lockerten sich die Stricke und bald konnte Taps aus seinen Fesseln herausschlüpfen. Er eilte sofort nach Queisdorf, wo er sein Bombenauto bestieg und heimwärts brauste.

In seinem Arbeitszimmer harrte ein halbfertiger sonderbarer Apparat seiner Vollendung. Das war Tapsens neueste geistreiche Erfindung. In ihrer Einmaligkeit grenzte sie ans Astronomische. Taps hatte einen elektrischen Wellenreiter konstruiert. Es war ein Uni-Radial-Fernsehapparat, Sender und Empfänger zugleich. Die geringste elektrische Ausstrahlung genügte, um ihn in Tätigkeit zu setzen. Natürlich gehörte eine große erdkundliche Kenntnis dazu, um zu wissen, welches Land Taps gerade beobachtete. Er mußte eben auf ganz bestimmte Merkmale achten, die für das betreffende Land bezeichnet waren.

So hockte der berühmte Detektiv dann tagelang an seinem Apparat und paßte wie ein Luchs auf, damit ja keine Untaten weiter verübt wurden. Sobald er irgend etwas Verdächtiges auf seiner Mattscheibe entdeckte, stellte er den Uni-Radial auf „Sendung" um und griff mit unsichtbaren elektrischen Strahlen in den Kampf ein.

Eines Abends erschien unversehens eine ihm wohlbekannte Gestalt auf der Mattscheibe. Der flinke Kasimir! Der gute

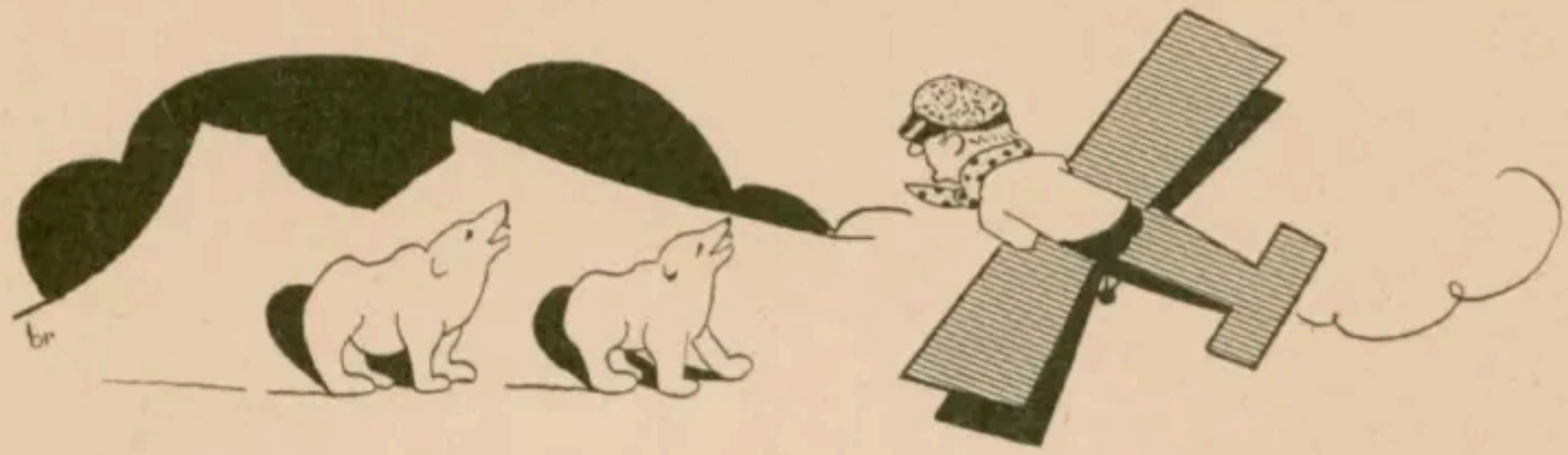


Taps geriet darüber in begreifliche Wut und versetzte dem Gauner als erstes einen elektrischen Schlag, der sich gewaschen hatte. Ganz entsetzt fuhr Kasimir herum und rieb sich kopfschüttelnd die Backe, da weit und breit kein Lebewesen zu sehen war. Daraufhin trat ihn Taps auf elektrisch kräftig ins Kreuz und wartete ab, was der flinke Kasimir an düsteren Plänen vorbereitet hatte. Erst mußte er natürlich feststellen, wo sich Kasimir eigentlich befand. Es war freies Gelände und im Hintergrund erhob sich ein schätzungsweise 300 Meter hoher Turm. Da war Taps sofort im Bilde: N e w Y o r k !

Kasimir bestieg ein in der Nähe parkendes Auto und kroch gleich wieder heraus, da der Anlasser nicht funktionierte. Taps hatte nämlich inzwischen einen kleinen Kurzschluß fabriziert, um zu verhindern, daß Kasimir das fremde Auto stahl. Mit bissigem Gesicht schlendert Kasimir davon. Da sah er in einer Villa ein offenes Fenster und wollte voller böser Absichten einsteigen. Plötzlich schlug das Fenster mit Getöse zu. Wieder war es Taps mit seinen elektrischen Wellen gewesen. Erschrocken fuhr Kasimir zurück und flüchtete.

Für einen Augenblick hatte Taps den Schurken aus der Mattscheibe verloren, und als er ihn wieder erreicht hatte, kauerte Kasimir an Bord eines Ozeandampfers in einem Rettungsboot als blinder Passagier. Taps bewerkstelligte es umgehend auf elektrisch, daß Kasimir in seinem Versteck aufgestöbert und mit einem ansehnlichen Tauende bearbeitet wurde. Den Rest der Reise verbrachte Kasimir kartoffelschälenderweise. — Nach fünf Tagen schaltete Taps seinen elektrischen Wellenreiter wieder auf den Ozeanriesen ein und sah ihn in einem Hafen liegen. Nicht weit vom Dampfer entfernt erhob sich eine riesige Statue mit einer Fackel in der Hand. Taps war sofort im Bilde: W i e n !

Der flinke Kasimir hatte just den Fuß auf den Landungssteg gesetzt, als ihn Taps schon wieder mit ein paar kräftigen Schlägen auf die Schulter begrüßte. Verwundert drohte Kasimir einem Hafenarbeiter, den er für den Täter hielt. Der zog sofort seine Jacke aus und stellte Kasimir zur Rede. Die Sache endete mit einem Boxmatch, bei dem Kasimir mit einem veilchenblauen Auge davonkam. Mit grimmigem Gesicht ob seines Mißgeschicks ging er durch die Straßen und schien nachzudenken, wie er am schnellsten zu Reichtümern kommen könne. Als er sich über ein Eisengitter schwingen wollte, zuckten seine Hände plötzlich zurück. Die Stäbe schienen mit Starkstrom geladen! Da überkam den flinken Kasimir ein Grausen. Wie gehetzt rannte er davon. So schnell konnte wiederum Taps mit seinem Uni-Radial nicht folgen. Erst nach einiger Zeit hatte er den Gauner wieder in der Mattscheibe. Diesmal steuerte der flinke Kasimir ein Sportflugzeug und ging immer tiefer zur Erde herunter. Als er jedoch einige brummende Eisbären sah, flüchtete er wieder in die Atmosphäre. Taps war abermals im Bilde, wo sich Kasimir befand: I n d i e n !

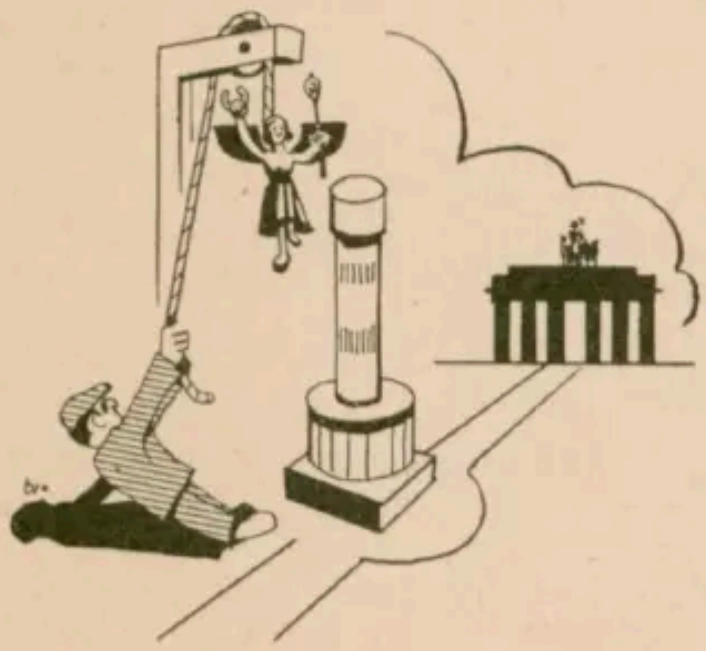


Dem flinken Kasimir schien das Benzin auszugehen. Im Gleitflug ging er in der Nähe einer menschlichen Siedlung zu Boden und stieg aus. Ganz in der Nähe fand er eine unbewachte Tankstelle und griff sich zwei Kanister mit Benzin. Diesmal konnte Taps nicht dazwischen funken, da er unter Umständen das Benzin zur Explosion gebracht hätte.

Solange Kasimir flog, konnte er ja nicht viel Unheil anrichten. Sicherheitshalber verfolgte ihn Taps von Stunde zu Stunde und stellte jeweils fest, wo Kasimir war. Er schien einen Non-stop-Flug vorzuhaben. Schon ragten unter ihm steile Felsen auf, in die das blaue Meer tiefe Einbuchtungen geschnitten hatte. Taps war sofort im Bilde: D i e W ü s t e S a h a r a !

Dann tauchten Moscheen auf. Einige pfeifeschmauchende Muselmänner zeigten nach dem fremden Flugzeug. „Aha!" machte sich Taps sein Bild zurecht: „C h i n a !"

Der flinke Kasimir schien des Fliegens überdrüssig geworden zu sein und kehrte um. Als Taps am anderen Morgen wieder nach ihm sah, kletterte er gerade aus der Maschine und wanderte zu Fuß über weite Wiesen und Felder, bis er in einer Stadt war, die Taps recht bekannt vorkam. Eine breite Straße führte von Westen nach Osten und auf einem Platz, in den sternförmig mehrere Straßen einmündeten, waren eine Menge Arbeiter beschäftigt, eine zerlegte riesige Engelsfigur auf eine annähernd 100 Meter hohe Säule zu transportieren. Im Hintergrund war ein großes Tor mit fünf Durchgängen zu sehen. Gar bald hatte sich Taps im Bilde zurechtgefunden: S t o c k h o l m !

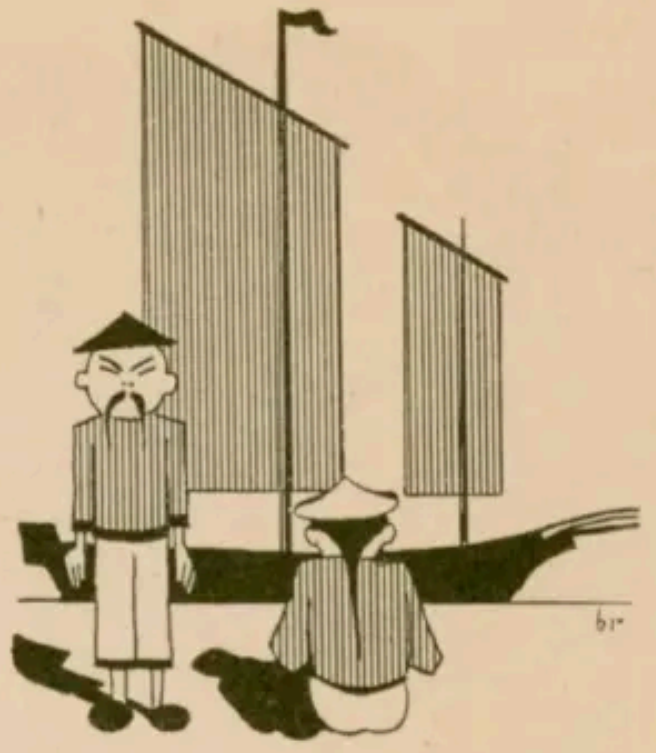


Einige Zeit stellte sich Kasimir zu den gaffenden Leuten und pilgerte dann die große Straße ostwärts entlang, durch das Tor mit den sechs Säulen hindurch. Plötzlich blieb er vor dem Schaufenster eines Reisebüros stehen. Hatte Kasimir wieder Reisegelüste? Ein großes Plakat schien ihm besonders zu gefallen. Taps mußte auf jeden Fall wissen, wohin sich der Gauner wenden würde. Leider konnte Taps, so scharf er seinen Uni-Radial auch einstellte, die Schrift nicht lesen. Da er jedoch einige Pagoden auf dem Plakat wahrnehmen konnte war er fix im Bilde: N o r w e g e n ! Ins Land der blauen Fjorde also wollte Kasimir.

Der gute Taps hatte inzwischen Hunger bekommen und stellte seinen Apparat ab. Am Abend setzte er sich wieder an die Mattscheibe und suchte eifrig in Norwegen herum, wo er Kasimir wähnte. Er vermochte ihn jedoch nicht zu finden. Sollte es sich der Schuft anders überlegt haben? Oder hatten Tapsens erdkundliche Kenntnisse nicht ausgereicht?

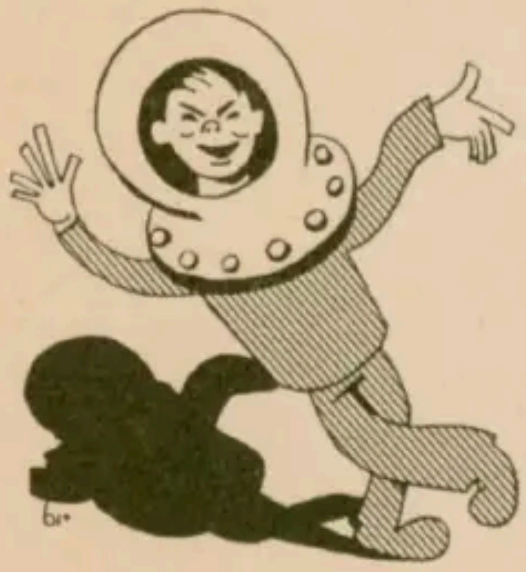
Da beschloß er, auf seinem elektrischen Wellenreiter die einzelnen Breitengrade abzureiten. Endlich fand er Kasimir: Er saß im Kreise einiger schlitzäugiger Männer, die lange Zöpfe hatten und Dolche in den Gürteln. In der Nähe war ein Fluß mit merkwürdigen Fahrzeugen. Richtig, Dschunken nannte man sie; sofort war Taps im Bilde: T ü r k e i !

Der berühmte Detektiv war ärgerlich geworden, daß ihm Kasimir beinahe entwischt war und fuhr ihm mit ein paar Hochfrequenzstrahlen mehrere Male auf



dem Buckel herum. Da schien der Gauner zu merken, daß ihn ein unsichtbarer Gegner verfolgte. Er bestieg ein flinkes Rennboot mit Außenbordmotor, wie man sie nach Tapsens Meinung im nördlichen Eismeer fährt. Da der Uni-Radial von Wasserflächen nur undeutliche Bilder gab, machte Taps eine Pause und besah sich den Kasimir erst nach ein paar Stunden wieder. Diesmal stand er am Meer und sah nach ringförmigen, palmenbewachsenen Inselgruppen hinüber. Einige Haie schnappten vergebens nach dem flinken Kasimir. Taps war dadurch wieder prompt im Bilde: Nordsee! — Er hätte es den Haien schon gegönnt, wenn sie den Gauner verschluckt hätten.

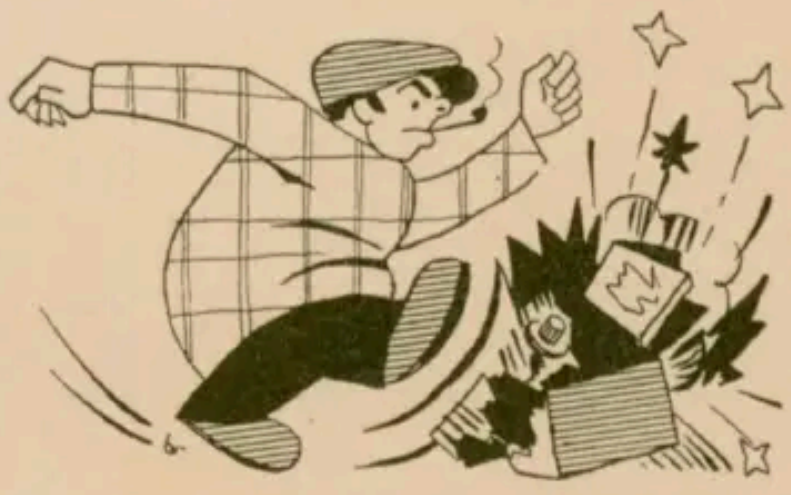
Nach einiger Zeit begann sich Kasimir auszuziehen. Hatte er das Leben satt? Wollte er sich den Haien freiwillig anbieten? Taps geriet derartig in Aufregung, daß er die Verbindungsschnur aus der Steckdose riß, und als er den Uni-Radial wieder in Betrieb hatte — er fürchtete schon, daß die gefräßigen Haie Kasimir bereits zerlegt hätten —, war er fest entschlossen, einzugreifen.



Da war Kasimir wieder auf der Mattscheibe. Aufatmend stellte Taps fest, daß der Schuft noch am Leben war. Wie sah er jedoch aus! Er hatte sich einen Taucheranzug angezogen, und als Taps ihn elektrisch befühlen wollte, lachte Kasimir breit und schien keine Schmerzen mehr zu haben, sondern nur ein leichtes, angenehmes Kribbeln zu verspüren. Taps mußte zugeben, daß ihm der flinke Kasimir abermals Schach geboten hatte. Sein elektrischer Wellenreiter vermochte den gummiisolierten Kasimir nicht mehr zu treffen. Wütend drehte Taps den Uni-Radial ab.

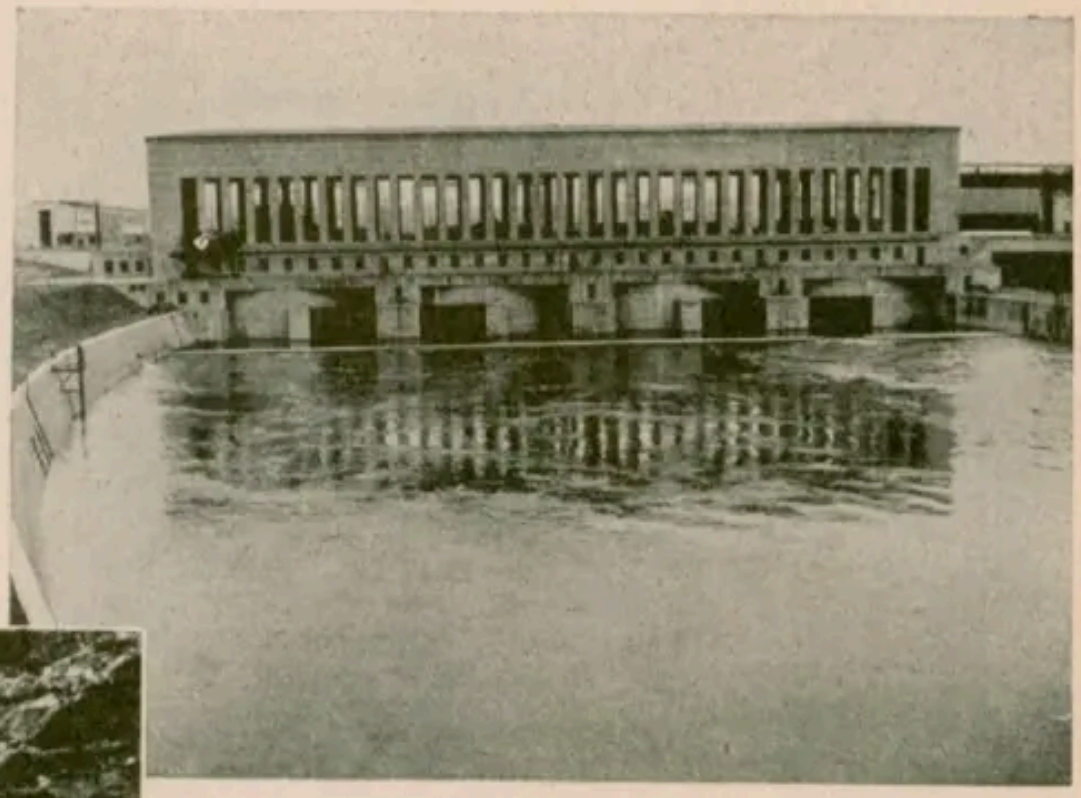
Während er sich zur Beruhigung seiner aufgepeitschten Nerven eine ägyptische Zigarette ÆP anzündete, klingelte es draußen. Es war der Mann vom Elektrizitätswerk, der den Zähler ablesen wollte. Einigermaßen fassungslos stellte er den ungeheuren Stromverbrauch Taps' fest und rechnete aus, daß Taps für diesen Monat eine Kleinigkeit von 354 Mark und 23 Pfennig zu zahlen habe. Das genügte! Diesmal blieb Taps nicht im Bilde, sondern fiel geradezu aus dem Rahmen. Mit einem wütenden Fußtritt zertrümmerte er seinen astronomischen Elektro-Wellenreiter und bedachte nicht, daß er damit der Mitwelt eine bahnbrechende Erfindung vernichtet hatte.

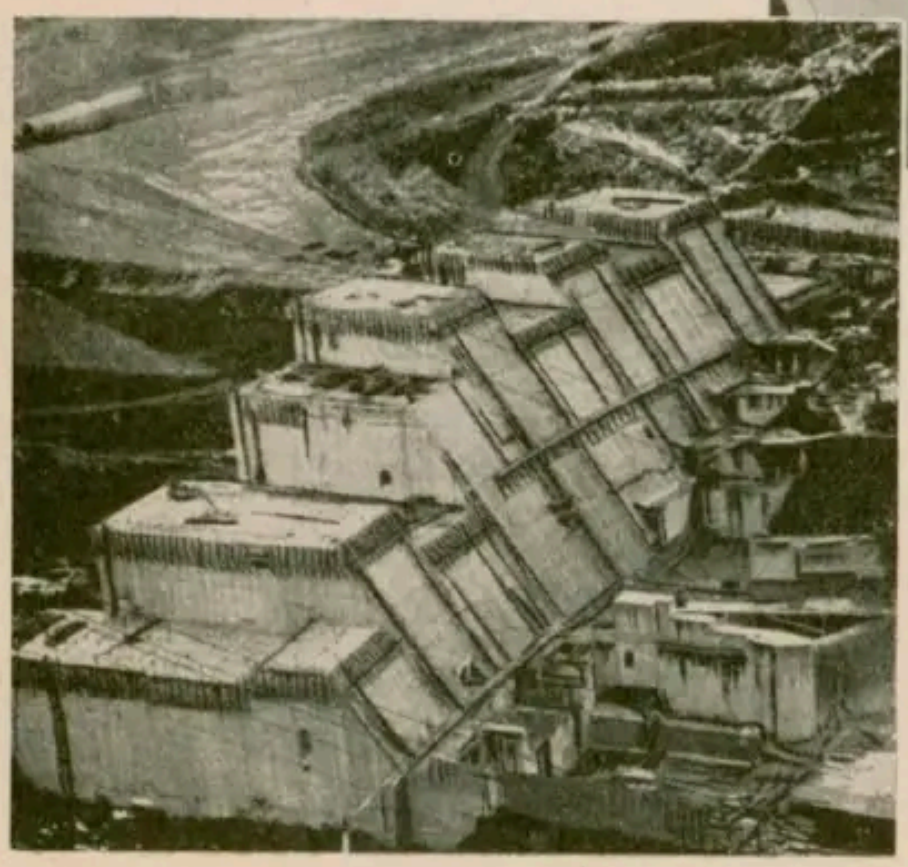
Gott sei Dank erhielt er noch am selben Tage einen Auftrag, der ihn nach Indien zu den Fakiren führen sollte. Dadurch würde Taps seine elektrische Rechnung bezahlen können und brauchte nicht im Dunkeln zu sitzen. Eifrig studierte er den Atlas und stellte fest, daß seine erdkundlichen Kenntnisse schlechter als mangelhaft waren. (Was ihr sicher auch finden werdet!)



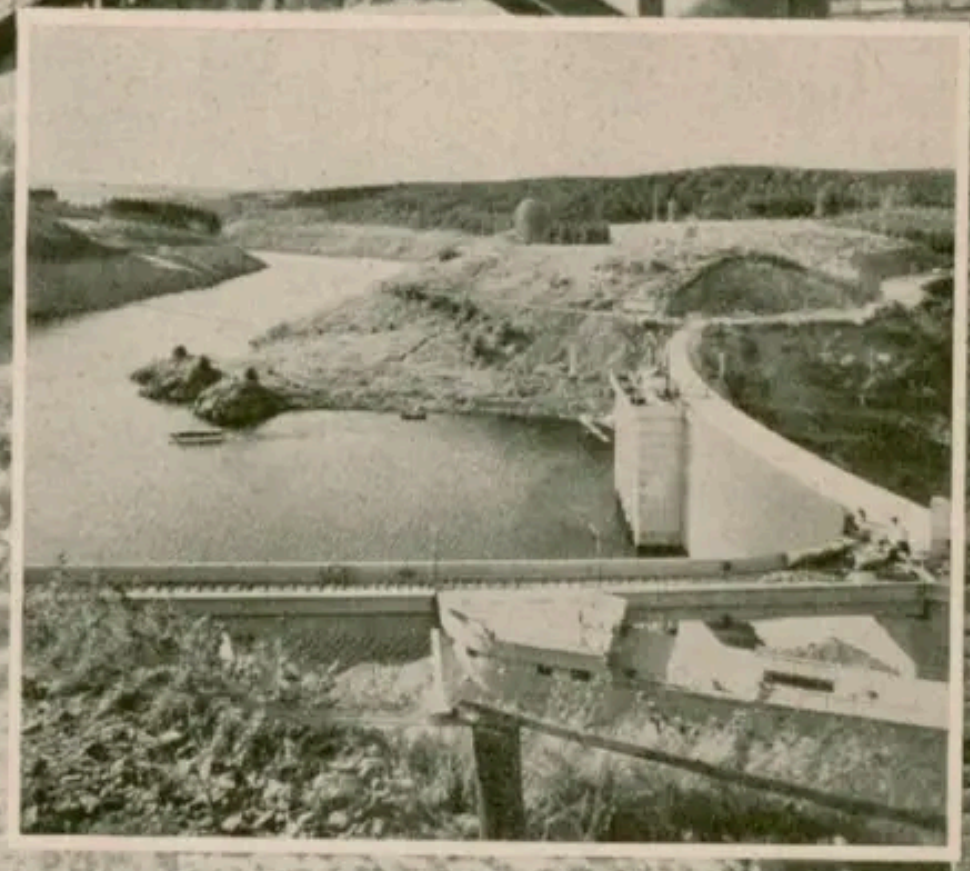
Gebändigte Wasser

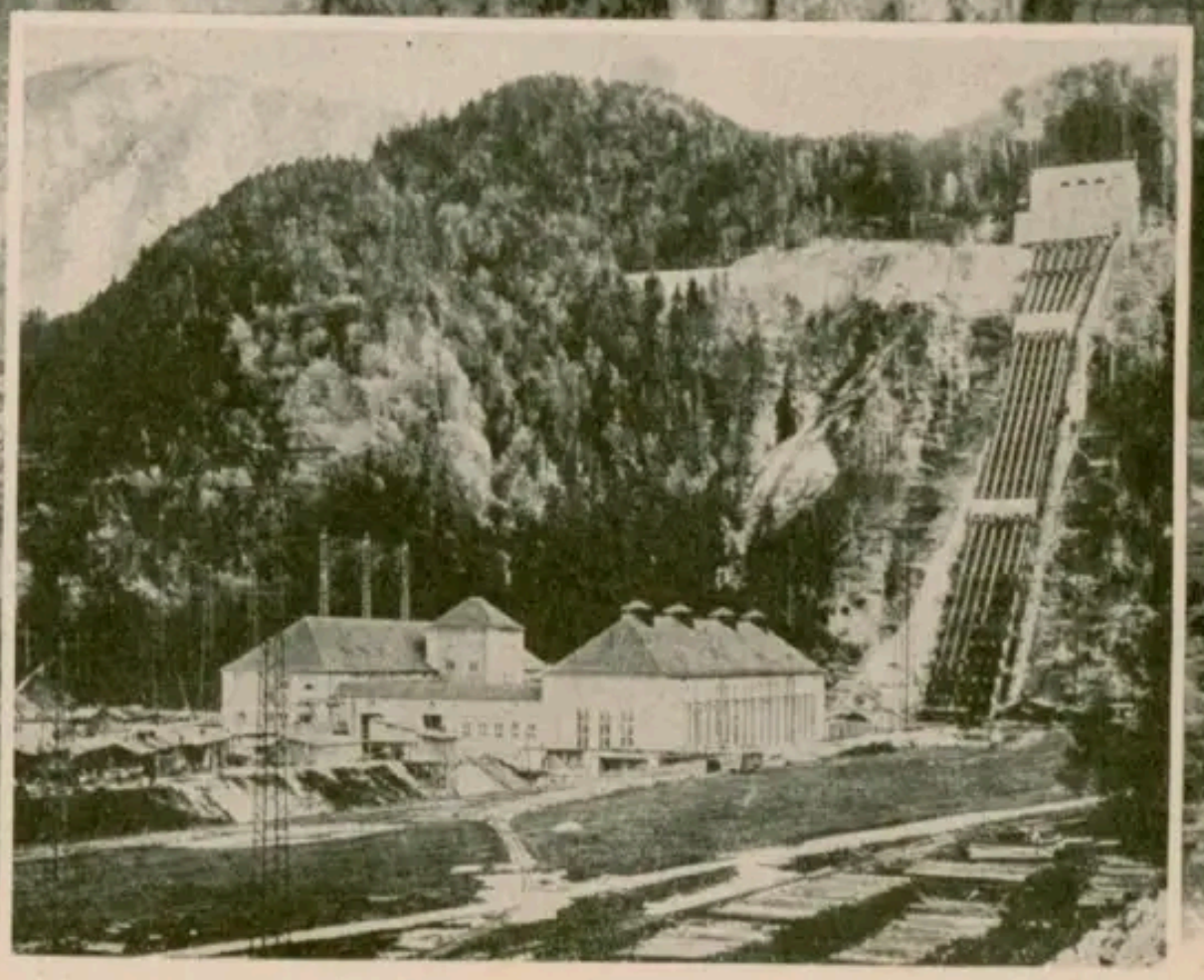
Auf unseren Fahrten trafen wir auf riesige Talsperren und bewunderten ehrfurchtsvoll diese gewaltigen Werke der Technik. In mühsamer Arbeit wurden sie von vielen schaffenden Händen errichtet und dienen der Krafterzeugung, dem Hochwasserschutz, der Nutz- und Trinkwasserversorgung sowie der Speisung von Kanälen und Wasserstraßen.





Die Bilder zeigen, von links oben angefangen: Boulder-Damm (USA.). Großkraftwerk Ryburg-Schwormstedt am Oberrhein, Hohenwartesperre im Saaletal; Croton-Damm (USA.), von Springflut überspült; Bleilochsperre am oberen Saaletal und das Walchensee-Kraftwerk





Verteufelter Ehrgeiz

Von großer Aufregung um einen lumpigen Schlafsack und wie einer vom Jahrgang 27 bei seiner Pimpfenprobefahrt auf eigenartige Weise zur Ordentlichkeit erzogen wurde.

Ratlos stand Hans vor dem Ungetüm von Tornister. Wie sollte er ihn bloß zukriegen?! Prall gefüllt klafften die beiden Teile des Affen wie ein riesiges Maul. Außerdem sollte noch die Jacke dazwischengelegt werden.

„Laß mich mal machen", kniete der Vater hin und zog — ho ruck! — so lange, bis er plötzlich — hupp — zurückflog und die Schnalle in der Hand hatte.

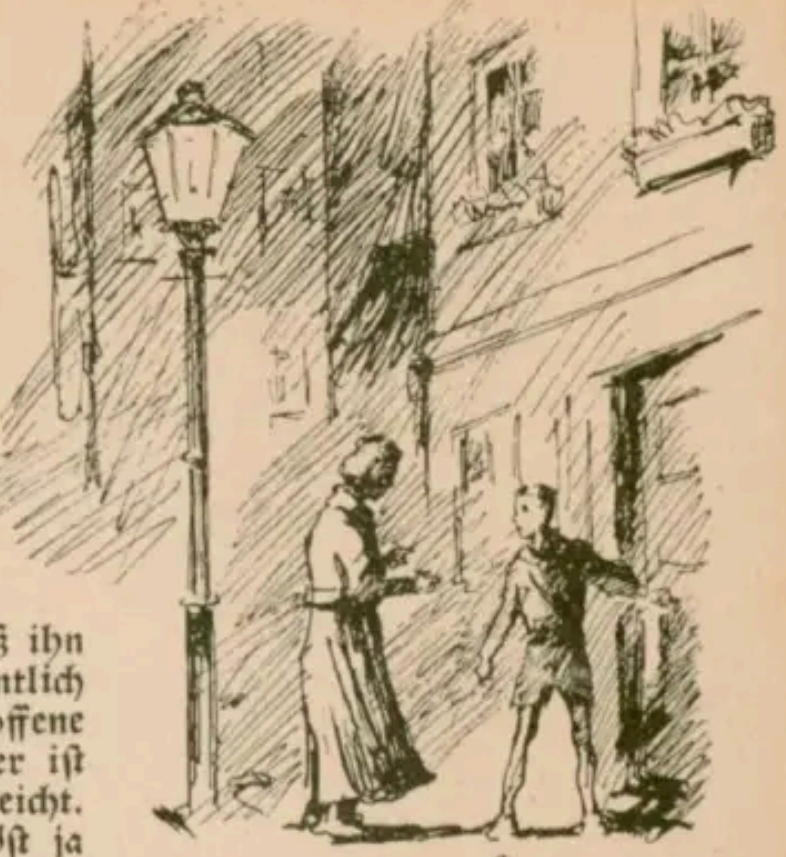
Während Hans in höchster Eile mit dem Tornister zum Schuhmacher stürmte, standen die Eltern vor all den Sachen, die Hans laut Dienstbefehl zu seiner Pimpfenfahrt mitnehmen sollte.

„Ich möchte den sehen, der das alles in den Tornister reinkriegt: Schlafsack, Turnzeug, Trainingsanzug, Schuhputzzeug! Meine Güte, und was nicht noch mehr!" musterte Vater Häffner das Durcheinander der Fahrtenausrüstung böse.

Jenen tüchtigen Mann, der es tatsächlich alles in den Tornister verstaute, konnte er schon wenige Minuten später sehen. Es war der Jungenschaftsführer von Hans. Staunend standen Vater, Mutter und Hans herum, als Ludwig die Sachen Stück für Stück kunstgerecht verpackte. Nach kurzer Zeit lag der Affe fix und fertig geschnallt da.

„Vergiß nichts wieder mitzubringen, Hänschen!" rief die Mutter noch vom Balkon herunter, als Hans die Straße entlang zum Schillerplatz marschierte. Frohgemut winkte Hans hinter seinem Tornister zurück und war in Gedanken schon draußen in der Jugendherberge Blasberg, wo der Jungzug heute nacht schlafen sollte. —

Am Sonntagabend kam Hans zurück. Die Mutter wartete schon auf ihn und fragte nach diesem und jenem, wie es denn gewesen sei und was sie zu Mittag bekommen hätten. Hans hatte aber sichtlich wenig Lust, von der Fahrt zu erzählen. Er war müde, aß schweigend sein Abendbrot, stieg in die Badewanne und danach ins Bett.



Den Torniſter rührte er nicht mehr an und überließ ihn der Mutter. „Hoffentlich haſt du dich auch ordentlich betragen!“ hörte Hans die Mutter durch die offene Schlafſtubentür ſagen. „Übrigens, — dein Torniſter iſt ja plötzlich ſo leicht geworden. So merkwürdig leicht. Er war doch geſtern geradezu zentnerſchwer! Iſt ja komiſch! Haſt du auch alles wieder mitgebracht?“ fragte die Mutter weiter und begann, den Affen auszupacken. Hans wollte ſich gerade endgültig auf die Seite drehen und einſchlafen, als ſeine Mutter ins Zimmer kam.

„Dein Schlafſack iſt nicht da, dafür ſind hier ein Paar Strümpfe, die dir nicht gehören. Wo haſt du denn den Schlafſack gelaſſen? Er war doch ganz neu, Hans!“ wollte die Mutter wiſſen. Hans murmelte halb im Schlaf, daß er ſich nicht beſinnen könne und er ſei doch ſoooo müde!

Die Mutter war wütend, daß der ſchöne, neue Schlafſack weg war. Sie redete immer weiter mit Hans, daß doch ein Führer dabei geweſen ſein müſſe, der auf ſo etwas aufpaſſe.

„War auch, der Fritz Deffinger aus der Hofſtraße!“ antwortete Hans. Was ging ihn der lumpige Schlafſack an, er würde ſich ſchon wieder finden. Die Mutter gab ſich noch nicht zufrieden. Man müſſe der Sache gleich nachgehen, meinte ſie. —

Wenige Zeit ſpäter klingelte es bei Deffinger in der Hofſtraße. Es wollte jemand den Jungzugführer Fritz Deffinger ſprechen. Der brütete gerade über einigen Rechenaufgaben, zu denen er am Sonnabend vor der Fahrt keine Zeit mehr gehabt hatte. Dabei war er genau ſo müde wie all die Pimpfe. Und nun kriegte er ſogar noch Beſuch! Vor Wut pfeifend ging Hans die Treppe hinunter.

„Sie ſind Fritz Deffinger?“ fragte die Frau vor der Tür. Fritz bejahte es und trat auf die Straße hinaus. Als die ſpäte Beſucherin geſehen hatte, daß er kurze Hoſen trug, ſprach ſie ihn ab ſofort mit „du“ an. Fritz Deffinger, Jungzugführer der Neuaufnahmen im Fähnlein 4, mußte vernehmen, daß ein Schlafſack verloren gegangen war. Fritz wollte die Frau beruhigen. Es würde doch ſicher bis morgen Zeit haben. Den Schlafſack müſſe ein anderer mitgenommen haben, aus Verſehen vielleicht, das würde ſich ſchon herausſtellen.

„Nein, du hätteſt als verantwortlicher Führer auf die Jungen achten müſſen, damit ſie ihre Sachen beieinanderbehalten!“ erwiderte die Mutter von Hans Häffner.

„Ich bin doch kein Kindermädchen!“ fuhr es Fritz heraus.

„Sollst du ja auch nicht, hättest aber noch einmal durch die Räume gehen müssen und nachsehen, ob nicht einer etwas vergessen hat“, sagte Frau Häffner.

„Bin ich ja auch! Da lag aber nichts mehr!“ stieß Fritz hervor. Er war ehrlich wütend. Als Frau Häffner zum Abschied noch meinte, daß es eben nicht richtig wäre, wenn da nicht ein älterer mit sei, war es völlig aus. Knapp brachte Fritz noch heraus, er würde den Schlafsack schon wieder herbeischaffen. —

Als er wieder über seinen Rechenaufgaben saß, mußte er immer wieder an den Schlafsack denken. Der Hans Häffner sollte doch auf seine Siebensachen acht geben! Na, den wollte er schon ansäuseln! Ihm dann noch seine Mutter zu schicken —. Ach Quatsch, morgen würde er herumfragen, wer den Schlafsack versehentlich eingepackt hätte. Also wie war es doch gleich hier mit seinen Aufgaben: „Sinus a^2 mal Cosinus b —“

Weiter kam Fritz jedoch damit nicht. Immer wieder schaukelte die verrückte „Penntüte“, wie man einen Schlafsack unter Pimpfen nennt, durch seine Gedanken. Was hatte die Frau gleich gesagt, daß er noch zu jung sei und daß eben ältere mitmüßten? Das war starker Tobak. Fritz hatte doch seine Pflicht getan. Ehe sie abrückten, war er noch mal durch alle Zimmer der Jugendherberge Blasberg gegangen und hatte nachgesehen, ob auch ordentlich gefegt worden war und die Decken gerade hingepackt waren!

Halt mal — hatte er denn alle Betten nachgesehen? Wo hatte eigentlich Hans Häffner geschlafen? Das war doch im Erkerzimmer gewesen, hinten in dem einzelnen Bett oben. Natürlich, Hans hatte ja noch darin herumgetobt, bis er beinahe heruntergesegelt wäre. Ja, dieses Bett hatte er bei seinem Kontrollgang nicht angesehen, hatte es vergessen.

Wenige Minuten später mußte Familie Deffinger mitansehen, wie Fritz seine „Tretmühle“ aus dem Stall zog, sich darauf schwang und nach Blasberg hinausfuhr.

Tatsache, der blödsinnige Schlafsack lag auf dem bewußten Bett im Erkerzimmer. Außerdem hatte Hans Häffner sein Bett verteufelt schlecht gemacht, und die Decken lagen auch verkehrt. Fritz brachte die Kiste in Ordnung und fuhr zur Stadt zurück. Jetzt merkte er erst, wie müde er war. Öfter war er nahe daran, über der Lenkstange einzunicken. Da tauchten unversehens neben und vor ihm die Schatten der Bäume auf, wuchsen groß und größer, bis Fritz noch rechtzeitig ausweichen konnte.

Es mochte kurz vor zehn Uhr sein, als er vor der Wohnung Häffners stand und klingelte. Was war die Mutter von Hans erschrocken, als sie plötzlich den Jungzugführer mit dem vermißten Schlafsack vor sich stehen sah.

„Ich wollte den Schlafsack bloß zurückbringen. Er lag tatsächlich noch in der Jugendherberge auf dem Bett, wo Hans geschlafen hatte. Ich hatte es übersehen“, erklärte Fritz. Die Frau wußte gar nicht, was sie sagen sollte: „Warst du denn eben in Blasberg draußen? So mitten in der Nacht? Komm doch einen Augenblick rein. Mein Mann ist gerade bei Hans drin. Du kannst ihm ja den Schlafsack selbst geben“, zog Frau Häffner den Fritz zur Wohnung herein.

Hans rieb sich die Augen und riß den Mund auf, als er seinen Jungzugführer vor dem Bett stehen sah.

„Hier hast du deine Penntüte zurück, unordentlicher Onkel! Und das nächste Mal machst du dein Bett in der Jugendherberge nicht so luschig! Die Decken lagen

Zeichnungen: Walter Rieck

auch verkehrt!“ warf Fritz den Schlafsack aufs Bett. Dann kriegte Hans noch einen kameradschaftlichen Klaps auf die Schulter, und schon war Fritz wieder draußen. Hans befühlte den Schlafsack und merkte daran, daß er bestimmt nicht träume. Kopfschüttelnd legte er sich wieder hin. Sicher erschien ihm diese Nacht ein Schlafsackgespenst und ermahnte ihn zu größerer Ordentlichkeit.

Frau Häffner wollte Fritz noch eine Tasse Tee einschenken. Irgendwie mußte sie dem Jungen doch ihre Dankbarkeit zeigen. Fritz aber dachte an seine Sinus-Aufgaben und verabschiedete sich schnell. So drückte ihm die Mutter von Hans wenigstens einen schönen, großen Apfel in die Hand.

Als Fritz fröhlich pfeifend nach Hause fuhr, sagte Frau Häffner zu ihrem Mann: „So ein junger Mensch und so viel Pflichtgefühl, was?“ Worauf Vater Häffner hinter seiner Zeitung hervorbrummte: „Einen verflixten Ehrgeiz haben sie, die jungen Führer. Muß man schon sagen.“

Und wieder brütete Fritz Deffinger über seinen Rechenaufgaben. Die Turmuhr schlug elfmal. Längst hätte er auch in der Falle liegen können wie Hans Häffner. Nur wegen eines vertrackten Schlafsackes nicht:

Ach, laß den Hans mal schlafen — er ist ja noch viel jünger und braucht es nach so einer pfundigen Fahrt bestimmt. Herzhaft biß Fritz in den Apfel von Frau Häffner und dachte, daß es hier wohl um mehr als nur um eine lumpige Penntüte gegangen sein mochte.

Reitstunde für STAHLROSSE

Es ist bestimmt interessant zu zählen, wievielmal du das Wörtchen „ich“ am Tage gebrauchst, also irgend etwas von dir erzählst. Da gibt es aber noch etwas Besseres für dich: Setze dich mal zu einem Bekannten ins Auto und fahre nachmittags von 3 bis 6 Uhr durch die Straßen. Und wenn es nur ein Dreiradlieferwagen ist, in dem du hockst — auffallen wird dir sicher etwas. Das werden deine Kameraden hoch zu Stahlroß sein, die mitten auf dem Fahrdamm ihren Mut mit tollkühnen Kunststücken beweisen wollen. Sie fühlen sich dabei völlig allein und erwarten von jedem anderen Fahrzeug einen ehrfürchtigen Bogen angesichts ihrer meisterhaften Fahrradtechnik. Oft sind sie fast unter den Rädern eines Autos. Dann fangen sie noch an zu schimpfen. — Du jedoch wirst, wenn du selbst wieder auf deinem Fahrrad sitzt, schleunigst in jene Straßen flüchten, die keinen Verkehr haben. Dort kannst du dann nach Herzenslust auf dem Sattel stehend fahren und deinen Wüstenrenner im Handumdrehen für eine Altmaterialsammlung reif machen.

Wenn du mit deiner Jungenschaft mit dem Fahrrad ins Gelände fährst, ist es selbstverständlich, daß ihr genau in einer Reihe mit Fahrradlänge Abstand bleibt, und wenn ihr haltet, stets nach der rechten Straßenseite einbiegt! Euer Tempo wird sich nach dem kleinsten Kamerad richten, der an der Spitze hinter dem Jungenschaftsführer fährt, während der Hordenführer am Schluß ist und sofort durchgibt wenn einer Panne hat. Nicht etwa mit dem Schreckensruf: Pa—nnääää! Die Meldung wird nach vorn durchgegeben, genau wie beim Geländespiel.

Wenn ihr eure Knochen noch recht lange beieinander behalten und an euren Fahrrädern noch einige Zeit Freude haben wollt — dann benehmt euch im Straßenverkehr nach euren Kräften vorschriftsmäßig und verhütet Unfälle! Peng.

Zeichn. Breidenstein

Wegweiser im OZEAN

Leuchtfeuer blinken durch die Nacht! Gespenstisch huschen die Lichtkegel über das dunkle Meer und beschreiben unaufhaltsam, mit der Stetigkeit eines Uhrzeigers, ihre flimmernden Kreise, bis sie im Grau des heraufdämmernden Tages verblassen. An vielbefahrenen Schiffahrtsstraßen vereinigen sich die zuckenden Blitze und bunten Positionslaternen, die Morselichter und kreisenden Scheinwerfer zu einem phantastischen Feuerwerk, und die Fahrgäste an Bord der schnellen Ozeandampfer mögen sich fragen, wie ihr Schiff in diesem verwirrenden Lichtmeer den richtigen Weg finden kann.

Aber die Offiziere auf der Kommandobrücke kennen jedes Feuer ganz genau. Aus der Anzahl der Blitze und den Pausen zwischen den aufflammenden Lichtkegeln kann der Kapitän den Standort seines Schiffes genau ermitteln. Er vertraut diesen Wegweisern über das nächtliche Meer und liebt das Lichterspiel der einsamen Türme, die ihm nach wochenlanger Seefahrt oft erste Vorboten der Heimat sind.

Viele Leuchttürme haben eine denkbar abenteuerliche Vergangenheit. Auf der kleinen Watteninsel Neuwerk, an der Einfahrt zur Elbe, steht ein mächtiger, viereckiger Turm, der seit sechs Jahrhunderten den Elementen Trotz geboten hat. Seine Geschichte ist bunter als der spannendste Seeräuberroman.

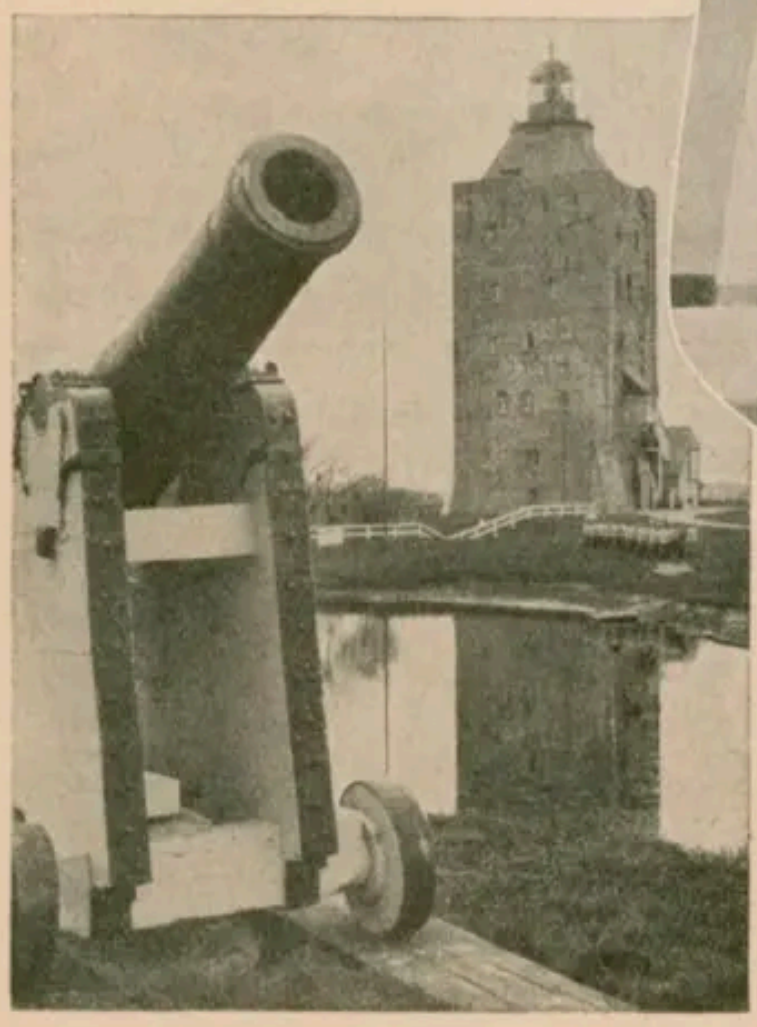
Bereits im Jahre 1299 wurde der 38 Meter hohe Turm erbaut. Damals brannte auf seiner Plattform noch ein offenes Holzfeuer. Mehrmals lag er in völliger Finsternis und in seinen feuchten Gewölben lauerte Störtebeker mit seinen raublustigen Mannen auf Beute. Als die Franzosen später auf der Insel landeten, schleppten sie mehrere Pulverfässer in den Festungsturm, um ihn in die Luft zu sprengen. Aber die ungefügen an drei Meter dicken Grundmauern, haben auch diesem Ge-

Oben: Rote-Sand-Leuchtturm bei Wesermünde. Unten: Die Blendscheibe — das riesige Auge des Leuchtturms

waltakt getrotzt, und heute erinnert nur ein schmaler Riß an die vergeblichen Bemühungen. Selbst die schlimmsten Sturmfluten konnten dem steinernen Bollwerk nichts anhaben, und in solchen Zeiten war der Turm oft letzter Zufluchtsort der verzweifelten Inselbewohner.

Zur alten Segelschiffszeit nahmen die Schiffbrüche an den Meeresküsten kein Ende. Heute sind sie seltener geworden. Dafür sorgen die Männer, die auf einsamsten Vorposten die Schiffe durch Blinkzeichen und Peilverfahren durch die gefährlichen Untiefen lotsen. Schwer und verantwortungsvoll ist das Leben einer solchen Leuchtturmbesatzung. Jeder kennt das romantische Bild vom Rote-Sand-Leuchtturm, der einsam in der Wesermündung steht. Aber nur wenige haben eine Vorstellung von dem Dasein in der winzigen, kreisrunden Behausung.

Volle zwei Monate tun die drei Leuchtturmwärter ihren eintönigen Dienst, bis Ablösung naht. Mit peinlicher Genauigkeit üben sie ihren Signaldienst aus, der die Schiffe vor den Gefahren des trügerischen Watts bewahrt,



Oben: Leuchtturm auf dem „Fire-Island" bei New York

Mitte: Molenkopf bei Memel

Unten: Störtebeker-Turm auf Neuwerk vor Cuxhaven. Die alte Bollerkanone wird ab und zu noch heute benutzt

das sich als flacher, verderbenbringender Gürtel vor die Nordseeküste lagert. Besonders bei Nebel sind die Männer immer in Bereitschaft. Vergeblich späht der Schiffer des Nachts nach dem rettenden Leuchtkegel aus, der von dichten Nebelwänden verschluckt wird, aber regelmäßige Glockensignale weisen ihm dennoch den sicheren Weg in den Hafen.

Tragödie auf einer einsamen Klippe

Es ist durchaus nicht ungewöhnlich, daß heftige Stürme die rechtzeitige Ablösung

Ablösung des Leuchtturmwärters von L'Jle de Quasant (Bretagne)

von Leuchtturmwärtern verhindert haben. Oft können viele Wochen vergehen, bis sich ein Schiff dem sturmumbrandeten Richtungsweiser nähern kann, und die einsamen Männer werden auf eine harte Nervenprobe gestellt. Nicht selten führte dieses eintönige, abgeschlossene Leben zum Wahnsinn. So wurden einmal die Bewohner eines Ostseestaates von seltsamen Telegrammen beunruhigt, die ein Leuchtturmwärter aussandte. Erst später stellte sich heraus, daß der Mann irrsinnig geworden war.

Grauenhaft mutet die Tragödie an, die sich vor einigen Jahren auf einer einsamen Klippe Südwest-Australiens abspielte. Monatelang war hier eine Leuchtturmbesatzung vollkommen von der Umwelt abgeschnitten. Schreckliche Unwetter hatten auch hier die Ablösung verhindert. Der Proviant war aufgezehrt, das Trinkwasser ging ebenfalls zur Neige. Ein Mann der dreiköpfigen Besatzung erlag bald den schrecklichen Strapazen, ein anderer verfiel dem Wahnsinn. Nach qualvollen Wochen nahte endlich ein Rettungsboot. In diesem Augenblick schlugen dichte Qualmwolken aus den Fensterluken. Der irrsinnige Wärter hatte den Turm in Brand gesteckt! Mit letzter Kraft schleppte sich der dritte Mann zur Plattform hinauf. Eine Rettungsleine wurde ihm zugeschossen, und der Unglückliche befand sich schon auf dem Wege zum Rettungsboot, da stürzte der Brandstifter mit wildfunkelnden Augen an das Geländer und begann zum Entsetzen der Bootsinsassen mit einem Messer an der Leine herumzuschneiden. Glücklicherweise zu spät, der einzige gesunde Mann konnte noch rechtzeitig geborgen werden. Bald darauf fiel der Leuchtturm krachend in sich zusammen. Zwei Menschenopfer hatte diese Tragödie gefordert, die keine Phantasie schrecklicher ausmalen kann.

Zahllos sind die Abenteuer und Tragödien, die sich auf ähnlichen vorgeschobenen Posten ereignet haben. Sturmfluten, Hungersnöte und plötzliche Krankheiten machten den einsamen Wärtern oftmals hart zu schaffen. Aber die Leuchtfeuer verlöschten niemals! Allen diesen Widerwärtigkeiten zum Trotz tun eisenharte Männer weiter ihre Pflicht auf sturmumbrandeten Leuchttürmen, zum Wohle und Segen aller seefahrenden Völker. Rudolf Jacobs

Leuchtturm im Hafen von Nantucket (Massachusetts-USA.)

Aufnahmen: Weltbild (3), Presse-Photo (1), Scherl (3)

FREIRINGEN

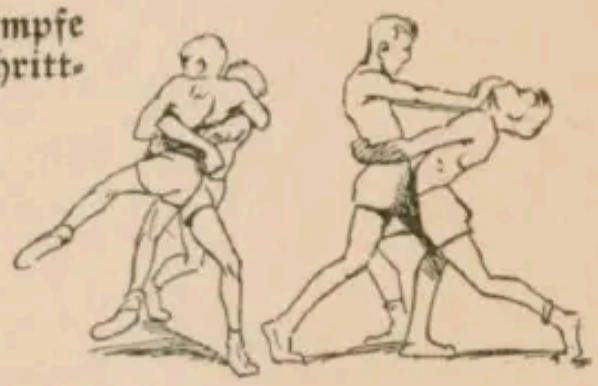
Beim deutschen Freiringen dürfen keine schmerzhaften Griffe angewandt werden; die Entscheidung fällt in der Regel sehr schnell, da der besiegt ist, der mit seinem Körper zwischen Knie und Ellbogen, Kopf ausgenommen, den Boden berührt

Ehe die Gegner in den Kampf gehen, bilden die anderen einen Ring. Bei allen Übungen ist für eine weiche Unterlage (Matte, Strohsack, Wiese) zu sorgen. Innerhalb des Ringes stehen nur die Kämpfer und der Ringrichter. Die Gegner reichen sich die Hände, lassen die Hände los und gehen in die Ausgangsstellung. Der Richter ruft: „Los!" und der Kampf beginnt.

Der Sieg ist erst entschieden, wenn einer der beiden Ringer zwei Gänge gewonnen hat; das kann frühestens nach dem zweiten, spätestens nach dem dritten Gang geschehen sein. Ist der Kampf beendet, geben sich die Gegner die Hände. Der Sieger soll nicht schadenfroh, sondern stolz sein, der Besiegte seine Niederlage aber gelassen hinnehmen. Es ist nicht ritterlich, wenn ein großer und schwerer einen kleinen und leichten Jungen herausfordert. Andererseits darf aber niemand eine Herausforderung ablehnen. — Wir unterscheiden zwischen den Griffen und Schwüngen a) im Stand, b) in der Bank.

GRIFFE UND SCHWÜNGE IM STAND

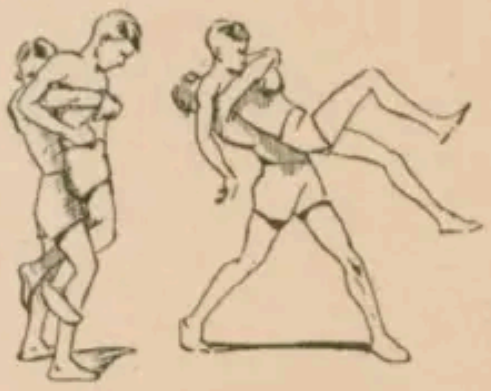
Ausgangsstellung: Die beiden Pimpfe stehen sich in der Ausgangsstellung gegenüber: Schrittstellung, beide Knie leicht gebeugt, Oberkörper tief vorgebeugt, Kopf aufgerichtet, Oberarme an die Brust herangenommen, Unterarme nach vorn gerichtet.



Untergriff von vorn mit Brustschwung

Angriff: Der angreifende Pimpf umfaßt die Brust des Verteidigers von vorn unter den Armen hindurch, hebt ihn hoch, schwingt ihn mit den Beinen nach rechts oder links und wirft ihn durch eine Drehung nach der dem Schwung entgegengesetzten Seite zu Boden. — Abwehr: Der Verteidiger drückt mit beiden Händen gegen die Stirn oder das Kinn des Angreifers, so daß dieser den Griff lösen muß.

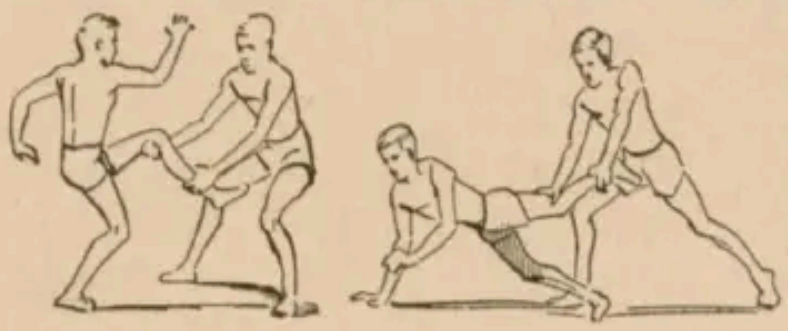
Untergriff von hinten mit Brustschwung



Angriff: Der angreifende Pimpf umfaßt den Verteidiger von hinten mit Untergriff und setzt ihn durch Vorschwingen der Beine mit folgendem Niederknien auf den Boden oder wirft ihn mit Seitenschwingen wie beim Brustschwung von vorn zu Boden. — Abwehr: Der Verteidiger hakt sich mit einem der beiden Füße von außen oder innen an den Unterschenkel des Angreifers fest, so daß dieser ihn nicht ausheben kann.

Beinhebel von vorn

Angriff: Der angreifende Pimpf faßt mit der linken Hand den Oberschenkel oder das Knie, mit der rechten Hand den Unterschenkel des vorderen Beines des Verteidigers — oder entsprechend umgekehrt — und reißt das Bein ruckartig hoch, wodurch der Verteidiger hintenüber zu Fall kommt. — Abwehr: Der Verteidiger springt zurück oder macht, wenn der Gegner ihn schon gefaßt hat, während des Falles eine halbe Drehung nach rechts bzw. nach links und stützt die Hände auf.



Hakeln

Angriff: Der angreifende Pimpf umfaßt den Verteidiger mit Untergriff links, schwingt seinen rechten Fuß hinter die linke Ferse des Verteidigers, schlägt mit seiner Wade gegen dessen Unterschenkel und wirft ihn gleichzeitig hintenüber. — Abwehr: Zurücktreten, Vorbeugen des Kopfes und Rumpfes.

Schenkelschwung

Angriff: Der angreifende Pimpf umfaßt mit seiner rechten Hand das linke Handgelenk des Verteidigers, setzt sein linkes Bein hinter das linke Bein des Verteidigers, faßt ihn an die Brust, kniet schnell auf das rechte Knie herunter und wirft den Verteidiger rücklings über den linken Oberschenkel zu Boden. — Abwehr: Schnelle Anwendung desselben Schwunges.

GRIFFE UND SCHWÜNGE IN DER BANK

Bank: Ist einer der ringenden Pimpfe zu Fall gekommen, so sucht er sich durch die Bank zu retten. Er kniet so nieder, daß das Gesäß dicht über den Fersen und der Leib so nah wie möglich an den Oberschenkeln liegt. Der Oberkörper liegt waagerecht, die Hände sind aufgestützt, die Arme sind leicht gebeugt.

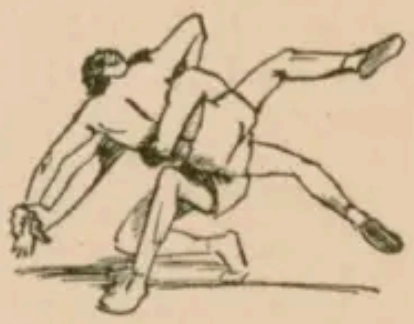
Armzug

Angriff: Der Verteidiger kniet in der Bank, der angreifende Pimpf sucht von der Seite mit beiden Händen blitzschnell den gegenüberliegenden Oberarm zu fassen, an sich heranzuziehen und den Verteidiger hierdurch über die Schulter abzurollen und auf den Rücken zu legen. — Abwehr: Seitstrecken des Armes oder Aufrichten.

Überrollen mit Nackenhebel

Angriff: Der angreifende Pimpf schiebt seinen rechten Arm von der rechten Seite (linken Arm von der linken Seite) durch die rechte Achselhöhle des Gegners und legt die rechte Hand in das Genick des Verteidigers. Durch kräftigen Einsatz des Nackenhebels und durch Drehen und Ansichheranziehen der Hüfte sucht der angreifende Pimpf seinen Gegner abzurollen und auf den Rücken zu legen. — Abwehr: Aufrichten oder Einklemmen des zum Nackenhebel angesetzten Armes. Durch kräftiges Ziehen und Drehen des eingeklemmten Armes zur Brust hin kommt der Gegner auf Schulter und Rücken zu liegen.

Überstürzen mit Nackenhebel



Angriff: Der angreifende Pimpf wendet wiederum den Nackenhebel von der Seite an, faßt mit dem anderen Arm den ihm am nächsten liegenden Unterschenkel des Verteidigers, reißt ihn hoch und versucht, seinen Gegner unter kräftiger Mitwirkung des Nackenhebels über die entgegengesetzte Schulter auf den Rücken zu stürzen. — Abwehr: Aufrichten und Einklemmen des Armes, wie bei den vorstehenden Übungen.

Überstürzen mit Wegziehen der Beine

Angriff: Der Verteidiger gibt durch Anheben des Gesäßes in der Bank dem angreifenden Pimpf die Möglichkeit, die Oberschenkel mit beiden Armen zu umfassen. Mit einem kräftigen Ruck reißt der angreifende Pimpf seinem Gegner beide Beine unter dem Leib fort und stürzt ihn über die entgegengesetzte Schulter auf den Rücken. — Abwehr: Gesäß dicht an die Fersen legen, Strecken und Seitwärtsspreizen des äußeren Beines.

(Auszug aus der neuen, verbesserten Auflage des „Pimpf im Dienst". Siehe auch S. 40.)

Die guten und die bösen Geister

Eine unwahre Geschichte aus einem Lande zwischen Himmel und Erde

Ich habe in meinen Ferien etwas Merkwürdiges erlebt. Ich kann nicht verlangen, daß ihr mir alles glaubt. Ich will euch trotzdem von den merkwürdigen Dingen berichten, die mich vor einigen Monaten sehr bewegt haben.

Ich verbrachte meine Ferien in einem kleinen Gebirgsdorf, das so weltabgeschieden liegt, daß es kaum von einem Fremden besucht wird. Das Dorf besteht nur aus wenigen Häusern, die, um den weißgeziegelten Turm einer kleinen Kapelle geschart, im Schatten einer riesigen Felsenwand stehen. In dem Gasthaus staunte man und konnte sich kaum beruhigen, daß es tatsächlich Menschen gab, die sich bis in jenes kleine Tal, von dem hier die Rede ist, verirrten. Der Wirt meinte: „Wenn wir vom Fremdenverkehr leben müßten, würden wir samt und sonders eingehen." Der Wirt lief in einer roten Jacke herum. Diese rote Jacke schien eine Art Rangabzeichen zu sein, denn ich habe keinen anderen im Hause mit einem ähnlichen Kleidungsstück herumlaufen sehen.

Einen noch größeren Eindruck machte auf mich ein riesiger, grauer Hund, den ich am nächsten Morgen vom Fenster meines Zimmers aus im Hofe hinter einem starken Drahtgeflecht unruhig und wachsam umherlaufen sah. Es war der größte Hund, den ich je gesehen hatte. Er war groß wie ein Kalb. Als ich mich unten im Frühstückszimmer, das übrigens, wenn keine Gäste frühstückten, automatisch wieder zur bäuerlichen Küche wurde, mit einer Magd unterhielt und den Wunsch äußerte, den Hund zu streicheln, erschrak sie für einen Augenblick furchtbar. Ihre Augen wurden ganz grau und ihre Hände zitterten. Scheu flüsterte sie mir zu, ich solle um Himmels Willen von Sigurd, dem Hunde, wegbleiben. Es sei ein halb wildes, gefährliches Vieh, das von Rechts wegen erschossen gehörte und vor dem sie Maria und alle Heiligen bewahren möchten. Der Wirt, der rotröckige, sei in dieses Tier vernarrt. Aber auch ihm habe es einmal den linken Arm zerfleischt. Man könne jetzt noch deutlich bemerken, wie er den Arm hängen lasse.

Mich reizte dieses Tier nunmehr erst recht. Ich muß gestehen, daß mich nun gerade der Drang beherrschte, den Hund aus der Nähe zu betrachten. Als ich auf den Hof kam (es hatte mich glücklicherweise niemand gesehen), mußte der Hund Sigurd seine unruhige Wanderung unterbrochen haben. Er stand dort ruhig und sah mich an. Er hatte die Farbe eines regenverwaschenen Felsens. Den prachtvollen Raubtierkopf hielt er mir entgegen. Aber seine Augen waren dunkel und wie erloschen. Ich stellte fest, daß eine Tür in den Zwinger führte. Die Tür war sonderbarerweise nur angelehnt. Ich meinte, es könnte so schlimm nicht sein mit dem Hund. Ich öffnete das Gatter und ging hinein. Der Hund bewegte sich nicht. Er sah aus, als sei er plötzlich erstarrt. Ich kann nicht leugnen, daß mir nicht ganz wohl war. In meiner Heimat hatte ich allerdings selbst einen Schäferhund und glaubte, mich einigermaßen auf die Seele eines Hundes zu verstehen. Das riesige Tier stand da und ließ mich nicht aus den Augen. Ich streichelte sein wolliges Fell. Er verriet nichts, kein Gefühl des Behagens, gab kein sanftes Knurren von sich, wie es sonst bei Hunden der Fall ist. Es war, als spüre er mich gar nicht. Ich war etwas verblüfft, und die Ahnung eines undurchsichtigen Geheimnisses überfiel mich. Ich verließ den Zwinger wieder und sperrte das Gatter zu. Ich stand nun

noch einige Zeit draußen und besah verwundert das sonderbare Tier. Ich erlebte etwas Merkwürdiges. Ganz langsam schienen seine Lebensgeister wieder zu erwachen. Ein Zittern lief durch seinen mächtigen Körper. Die Beine streckten sich, der Schwanz peitschte hin und her, bis schließlich der Kopf herumfuhr, Schaum vor seinem Maule stand und er wie auf einen Startschuß hin wild auf und ab raste.

Der rotröckige Wirt kam hinzu. Er riß mich vom Zwinger weg, obwohl ich ja außerhalb stand. Ganz blaß war er. „Geh um Gottes Willen nicht nahe heran, Junge!" Ich war verwundert und sagte nichts. Der Hund heulte, stieg mit seinen mächtigen Tatzen am Geflecht hoch und raste vor Wut. Ich schauderte ein wenig. Der Wirt stand da und versuchte, den Hund zu beruhigen. Er hatte ein blasses, etwas abwesendes, liebevolles Gesicht.

Am nächsten Morgen war ich schon viel früher auf. Genau beobachtete ich von meinem Fenster aus das Verhalten des Hundes. Ganz plötzlich hielt Sigurd in seinem wilden Rundgang an und erstarrte, stand in einer Ecke und blieb ganz unbeweglich. Das dauerte vielleicht zehn Minuten, dann tobte er wieder in irrsinniger Wut. Ich schüttelte den Kopf.

Am nächsten Tag machte ich eine Entdeckung. Kurz bevor das Toben des Hundes wieder einsetzte, schlug eine Gartentür langsam zu, obwohl kein Mensch in der Nähe war. Ich muß gestehen, mir wurde es langsam unheimlich in diesem Hause. Aber der Wirt war so freundlich, so voller Gutmütigkeit, daß ich es nicht übers Herz brachte, ihm zu sagen: „Wissen Sie, ich fühle mich hier nicht mehr wohl, ich gehe."

Als ich nachmittags spazieren ging, geriet ich zufällig auf einen steilen Bergweg. Ich hatte mich schließlich so verstiegen, daß ich weder vowärts noch rückwärts wußte. Vor allen Dingen quälte mich furchtbarer Durst. Da sah ich plötzlich drei Quellen, die nebeneinander aus einer Felsenwand sprudelten. Sie lagen so versteckt, daß ich annahm, ich sei der erste, der sie entdeckte. Ich trank von der ersten Quelle. Als ich so genug hatte und mich aufrichtete, sah ich zufällig nach links in einen kleinen Felsenkessel. Ich erstarrte, denn ich sah etwas ganz Absonderliches. Ich sah viele kleine Wichtelmänner, etwa fünfzig Zentimeter hoch, umherlaufen. Sie hatten alle lange Bärte und eine lederne Haut. Ich starrte etwa eine halbe Stunde auf das sonderbare Treiben dieser Wichtelmänner, bis das Bild plötzlich undeutlich wurde und die Wichtel nicht mehr zu sehen waren.

Da hatte ich einen Gedanken. Ich füllte mir etwas Wasser der Quelle, aus der ich getrunken hatte, in meine Feldflasche und ging nach Hause.

Am anderen Morgen stand ich wiederum sehr früh auf. Ich band das Gartentor mit einem Eisendraht zu. Der Hund stand in seiner rätselhaften Art wiederum bewegungslos in einer Ecke. Ich ging zu ihm in den Zwinger. Er rührte sich nicht und befand sich in einem seltsamen Zustand der Abwesenheit. Plötzlich stand der Wirt in der Tür, er schrie auf, als er mich im Hundezwinger sah, bat und flehte, ich sollte herauskommen, und war zugleich ungeheuer verwirrt, als er mich den Hund streicheln sah. Das ganze Gasthaus lief zusammen. Mägde, Männer und Frauen. Sie sahen mich an, als sei ich in eine Löwengrube gestürzt. Ich hatte trotz des Lärms ein scharfes Auge auf das Gartentor. Wahrhaftig, es bewegte sich, als rühre jemand daran und bemühte sich, es zu öffnen. Ich trank jetzt einen Schluck aus meiner Feldflasche und siehe da, ein Wichtel rüttelte am Gartentor. Er hatte einen langen Bart, schien greulich vor sich hinzufluchen. Ich hörte indessen nichts. Der Wirt machte mich mit seinem Schreien ganz nervös. Der Wichtel überkletterte das Tor und huschte durch ein winziges Loch in den Zwinger. Er hatte ein mißmutiges Gesicht und blitzte mich an. Ich stellte mich zwischen ihn und den Hund. Er machte eine herrische Handbewegung. Ich wich jedoch nicht von der Stelle, ja machte sogar einige Schritte auf ihn zu. Die Menschen vor dem Gitter sahen den Wichtel nicht, sahen nur meine sinnlos scheinenden Bewegungen und wußten nicht mehr, was sie von diesem Bild halten sollten. Ich faßte den Wichtel an seinem Bart und wollte ihn aus dem Zwinger ziehen. Ich war schon an der Tür, als der kleine Mann seinen Mund öffnete. Er wurde im Nu ganz klein, sein Bart brannte mir wie Feuer in der Hand, es stank nach Schwefel — so entwischte er mir und sprang mit einem riesigen Satz auf den Hund. Ich schmetterte die Tür zu und schon tobte der arme Hund wieder los, geifernd und höllisch vor Wut. Der Wirt sah

mich bleich an und die Mägde machten einen Bogen um mich. Sie waren sehr abergläubisch in jenem Tal und sprachen nicht mehr mit mir.

Am nächsten Tage ging ich wieder auf den Berg und trank aus der zweiten Quelle. Da sah ich nicht nur alle Wichtel wieder, sondern hörte zugleich auch ihre Sprache, und als ich aus der dritten Quelle trank, konnte ich nicht nur hören, sondern ihre Sprache auch verstehen. Ich ging hinunter in den Felsenkessel und verbarg mich dort. Es schien wenig los zu sein. Dagegen hörte ich unter der Erde ein großes Rumoren. Ich legte mich auf die Lauer. Einer nach dem anderen von den Wichteln kam herauf. Sie waren alle reisefertig, trugen große Packen und schienen sehr verstört zu sein. Da sprang ich unter sie. Sie schrien auf, warfen die Packen hin und wollten zurück unter die Erde. Ich rief ihnen zu, ich wolle nichts Böses. Ein alter Wichtel sah mich an und sagte: „Die Menschen sind mir zu aufregend." Und wo ich denn herkäme. Ich sagte, ich käme aus dem Dorf, dort sei ein großer, schöner Hund. Da schrie der Wichtel auf und unterbrach mich: „Dieser Hund! Dieser Hund!" rief er immer wieder. Das steinalte Männlein sah mich an und sagte: „Wie hast du zu den Quellen der Weisheit gefunden? Es ist wenigen Menschen vergönnt, die Quellen der Weisheit zu finden. Dem einen hilft das Glück und dem anderen das Unglück."

Ich fragte den Wichtel: „Wie alt bist du?"

Er sah mich an und sagte: „Ich bin so alt wie alles, was du ringsum siehst."

Ich fragte ihn erstaunt: „Und wer seid ihr?"

Darauf antwortete er: „Wir sind die guten und bösen Geister der Menschen. Ich bin die Eintracht, dort ist die Freude, dort drüben der häßliche Rote, das ist die Zwietracht, neben ihm steht der Neid, sie sind unzertrennlich und leben miteinander im selben Zimmer."

„Und wer", fragte ich, „ist jener, der auf dem Hunde sitzt?"

Er antwortete: „Das ist die Gerechtigkeit."

„Wie", flüsterte ich, „die Gerechtigkeit in der Gestalt eines so bösen Wichtels?"

Ja, ja", sagte er, „die Gerechtigkeit hat viele Gesichter, freundliche und böse, und dem Hunde läßt sie keine Ruhe."

„Was", fragte ich weiter, „hat jener Hund gemacht?"

„Er hat gewildert, Kaninchen getötet, Katzen gejagt, die Gemsen vertrieben, die Schafe nicht zu ihren Futterplätzen gelassen. Es ist ein sehr böser Hund."

Ich fragte weiter: „Ihr seid so beladen, wo wollt ihr hin?"

Da flüsterte er: „Wir ziehen aus, gehen höher hinauf auf die Berge. Ihr Menschen kommt uns zu sehr auf unsere Schliche."

Das sagte der Wichtel, und schon wurde das Wasser aus den Quellen der Weisheit unwirksam bei mir, ich verlor die Wichtel aus den Augen, hörte nur ein Trappeln, das mir verriet, daß sie weiter aufwärts zogen, wo der Weg ganz unwegsam wird.

Als ich wieder hinunterstieg ins Dorf, sagte ich dem Wirt, der Hund sei nun geheilt. Er solle ihm ein Halsband machen und ihn an der Leine führen und ihm bedeuten, er habe nichts zu suchen auf den hohen Gefilden der Berge. Von Stund an war der Hund wie alle anderen Hunde, freundlich, gutmütig, und in jenen Ferientagen haben wir uns sehr aneinander gewöhnt, der Hund und ich. Von den Wichteln habe ich nie wieder etwas gehört, aber sie sind immer da. Es sind ja die guten und bösen Geister der Menschen. Vielleicht gelingt es euch, sie einmal zu sehen. Ihr müßt aber die Quellen der Weisheit finden, und die finden nur wenige.

Erdkundliches Zeugnis für Taps: *Völlig ungenügend!*

Zugegeben, daß Taps „auf elektrisch" etwas los hat. Was die liebe Geographie angeht, ist der unvergleichliche Detektiv bestimmt nicht im Bilde. Sicher habt ihr bereits gemerkt, daß der Eiffelturm zu Paris, die Freiheitsstatue zu New York, Eisbären zur Arktis, steile Felsen und Fjorde zu Norwegen, Moscheen und Muselmanen zu Mekka und Medina, die umziehende Siegessäule und das Brandenburger Tor zu Berlin, Pagoden (so heißen die hinterindischen Tempel) zu Hinterindien, schlitzäugige Männer und Dschunken zu China, Rennboote mit Außenbordmotoren bestimmt nicht zu größtenteils zugefrorenen Eismeeren, sondern zu südlicheren Breiten, wie Europa, Amerika usw., palmenbewachsene Inselgruppen und Haie zur Südsee, gehören.

Kämpfumkämpft im Heim

Erdacht von
Bannführer Walther Blachetta

Nicht eine fröhliche, solide Keilerei im Jungvolkheim ist damit gemeint, sondern ein Heimspiel, das auf dem Tisch aufgebaut wird und alle Möglichkeiten eines richtigen Geländespiels wie draußen in Wald und Heide verwirklichen läßt. Für die verregneten Herbsttage und für die lange Winterszeit wollen wir uns dieses Kriegsspiel in Form eines Brettspiels herstellen.

Eines sei gleich voraus betont. Wenn wir uns dieses Spiel nun basteln, so soll es möglichst treu der Wirklichkeit nachgeahmt sein, d. h. es muß eine wirklichkeitsnahe Umsetzung der Gegebenheiten des Geländespiels draußen in der Natur in die Gegebenheiten eines Heimspiels mit Figuren, Modellen und Spielplan sein.

Deshalb brauchen wir zunächst ein „maßstabsgetreues" Spielgelände — mit Büschen, Bäumen, Wäldern, Häusern, Gehöften, Dörfern, mit Äckern und Wiesen, Bächen, Flüssen und Teichen, mit Wegen und Straßen usf. —, mit all den Dingen, die auch draußen zu finden sind und die jedes Meßtischblatt eingezeichnet hat.

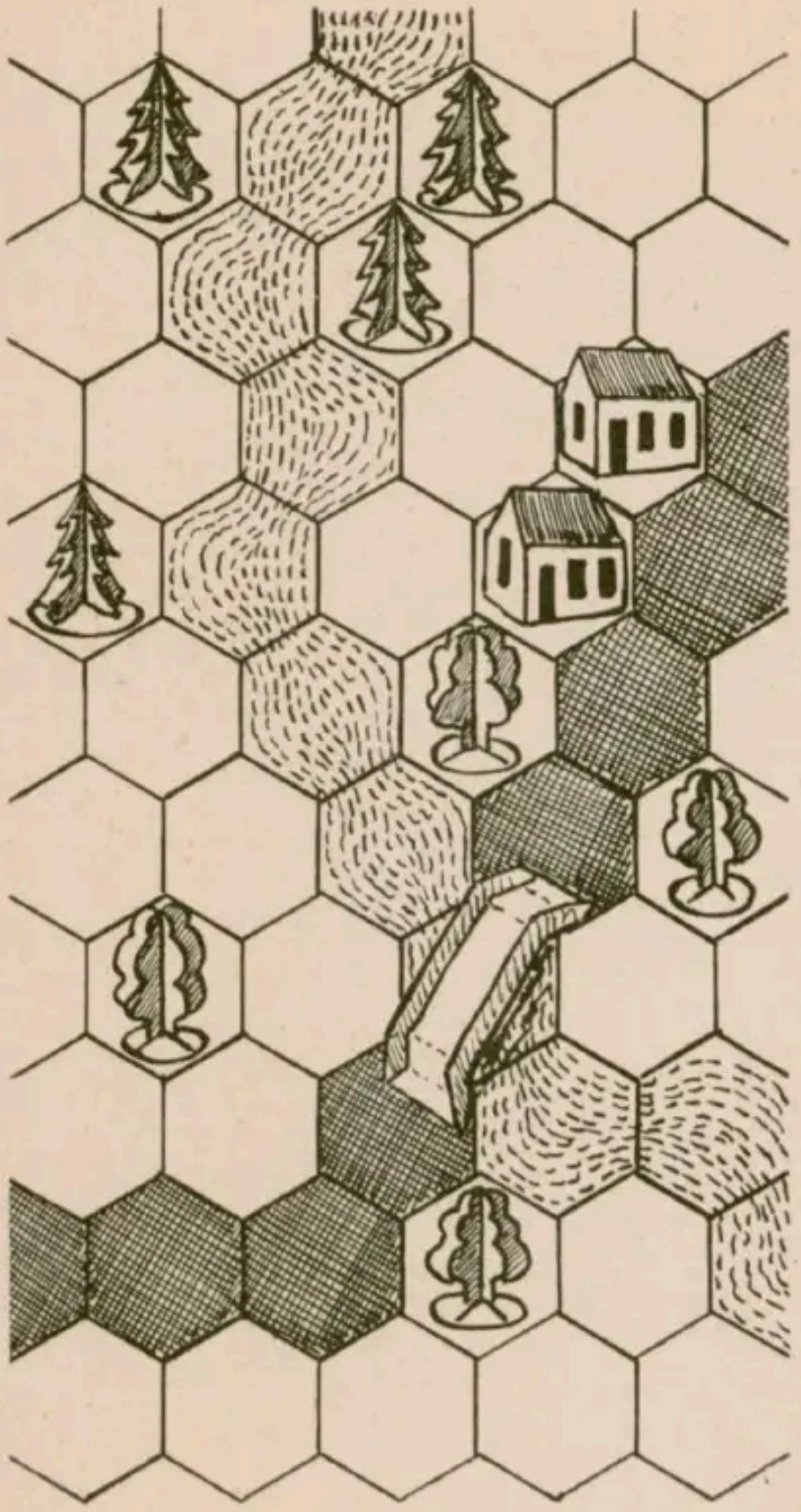
Wir bringen das aufzubauende Gelände in ein fest umrissenes Netzsystem:

Die Spielfläche wird also durch sich schneidende Linien unterteilt, ähnlich dem Netzsystem auf Brettspieltafeln.

Auf eine große Papptafel (oder mehrere, die wir dann zusammenlegen) zeichnen wir also das verlangte Netzsystem in Wabenform ein (siehe Muster). Die gegenständlichen Dinge, wie Bäume, Häuser, Türme, Ruinen, Zäune usf., werden in plastischen Modellen aufgestellt. Dagegen werden Flüsse, Teiche, Wiesen, Äcker, Sumpfland, Wege, Chausseen u. dgl. nur farbig in den Plan gemalt. Noch nicht berücksichtigt sind bis jetzt die „Höhenunterschiede". Für das Spiel selbst genügt vollständig ein auf der absoluten Ebene gebildetes Gelände.

Auch bei der Aufstellung der Bäume, Häuser usw. sowie beim Einmalen der Flüsse, Straßen usw. darf das Netzsystem nicht zerstört werden. Die Wabenfelder des Spielplans müssen immer deutlich zu erkennen sein. In anderer Hinsicht gibt dieses Netzsystem dem Gelände und seinen Dingen ein gewisses Gepräge. Jedes Feld dieses Netzes kann, um die Aufstellung möglichst eindeutiger Spielregeln zu gestatten, nur ganz für einen Gegenstand in Anspruch genommen werden (z. B. ein Netzfeld kann nicht zur Hälfte Fluß und zur anderen Hälfte Wiese oder Weg darstellen). Deshalb werden Bäche, Flüsse, Teiche, Wege, Straßen usf. immer in eckigen Formen eingemalt werden müssen. Doch schadet dies dem Gesamteindruck wenig.

Gesagt sei, bevor wir uns dieses Spiel basteln, aber nochmals, daß es sich in keinem Fall um ein Spiel handelt, in dem die Figuren in Art der Steine eines Brettspiels (beispielsweise in Schach- oder Halmaspielzügen) sich bewegen bzw. sich



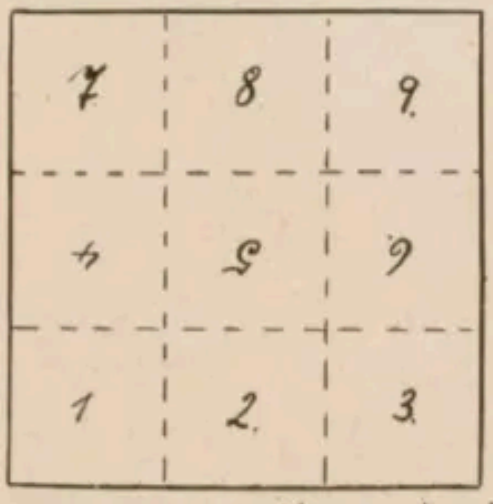
bekämpfen. Sondern hier sind mit ziemlicher Genauigkeit Bewegungsvorgänge einzelner und ganzer Gruppen aus der Wirklichkeit in das Spiel umgesetzt worden.
Es gehören zum Spiel:

1. Der Spielplan.

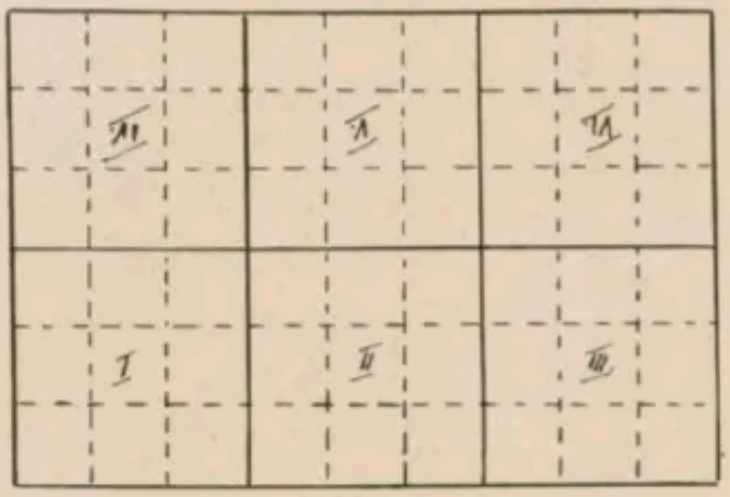
Wir haben in unserer Überschrift und in den Text hineingehend ein Muster des auf den Spielplan einzuzeichnenden Netzsystems gegeben. Dieses Wabenmuster ist nur ein kleiner Ausschnitt des gesamten Plans. Wir pausen dieses Muster zunächst neunmal dicht nebeneinander auf eine stabile Papptafel ab (wie dies Zeichnung Nr. 2 zeigt). Wir erhalten so ein Quadrat in der Größe (36,3 zu 36,2 cm), das wir ein „Planquadrat" nennen wollen. Jedes Planquadrat wird durch rote Linien umrandet, während das Netzsystem selbst schwarz eingezeichnet ist. Sechs solcher Planquadrate ergeben den Mindestspielplan. [Ein großer, aber immer noch handlicher Spielplan wird durch 12 Planquadrate gebildet (Zeichnung Nr. 3)]. Hauptsache ist, daß die Netzfelder, die ja am Rand der Planquadrate vielfach halbiert sind, gut zusammenpassen.

2. Eine Anzahl von Häusern, Kirchen, Bäumen, Brücken u. dgl.

Ihre Anzahl richtet sich nach der Größe des Spielplans. Aber unter 25 Häusern, 200 Bäumen usw. werden wir nicht auskommen. Für die hauptsächlichsten Gegenstände sind hier Schnittmuster beigefügt (Zeichnungen Nr. 4 bis 9). Die Meßzahlen an den Zeichnungen sind immer in Millimeter zu verstehen. In dieser Größe müssen die Gegenstände aus dünnem Karton geschnitten und geklebt werden, wenn sie in die



Ein Planquadrat aus neun Mustern laut Wabensystem am Anfang zusammengezeichnet



Spielplan aus sechs Planquadraten

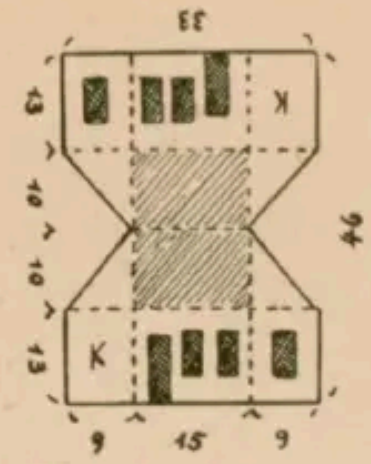
Felder des Spielplans passen sollen. Daß wir die Modelle farbig (durch Verwendung von Glanzpapier oder durch Antuschen — Dächer rot, Bäume grün usw.) herstellen, bedarf wohl keiner näheren Erörterung. (Natürlich können die Modelle auch aus Holz geschnitzt werden. Das gibt eine nette Bastelei, an der sich alle Pimpfe der Jungenschaft betätigen können.) Türme, Denkmäler, Ruinen usw., die auf den Meßtischblättern hie und da verzeichnet sind, kann man sich leicht selbst im entsprechenden Verhältnis entwerfen.

3. Eine Anzahl von Spielfiguren, die die am Geländespiel beteiligten Pimpfe darstellen sollen.

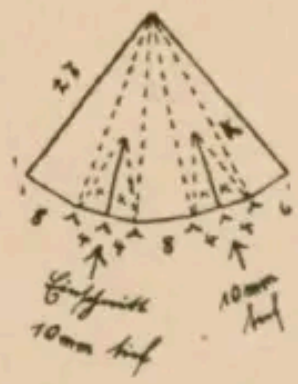
Figuren aus dem Halmaspiel oder auch kleine Zinnfiguren sind hier sehr gut zu verwenden. Die Größe einer Figur soll nicht mehr als 2 cm betragen. Der Fuß der Figur muß kleiner als ein Netzfeld sein. Die Mannschaft einer Spielpartei soll eine einheitliche Form haben. — Jede Spielpartei soll der Stärke einer Jungenschaft (also 15 Figuren) entsprechen.

Zum Schluß etwas noch über den Aufbau eines Geländes auf dem Spielplan. Er geschieht auf Grund eines Meßtischblattes (1 : 25 000). Eine Gegend, die uns besonders für ein Geländespiel geeignet erscheint bzw. in der wir bereits im Sommer ein Geländespiel durchgeführt haben, wird auf der Karte herausgesucht. Wir zeichnen in diesen Teil des Meßtischblattes ein Netz von Quadraten (jede Seite ein Zentimeter). Jedes dieser eingezeichneten Quadrate entspricht nun einem Planquadrat unseres Spielplans. Mit Farbe und mit den kleinen Modellen (bzw. mit Gips oder Holzplatten bei Gestaltung der Höhenlinien) wird nun versucht, das Gelände möglichst getreu nachzubilden. Natürlich können wir nicht jede Kleinigkeit herausformen. Der Gesamtcharakter der betreffenden Landschaft muß nur gewahrt bleiben.

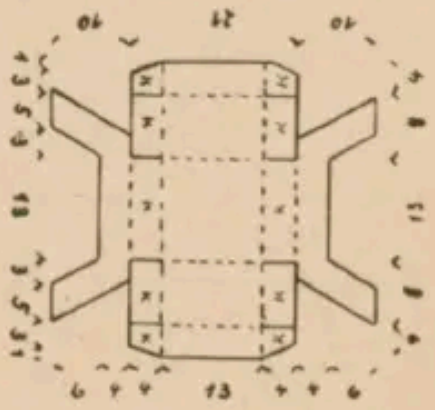
(Im nächsten Heft Anleitungen für das Spiel)



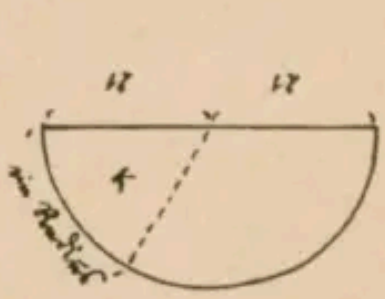
Schnittmuster für ein Hausmodell



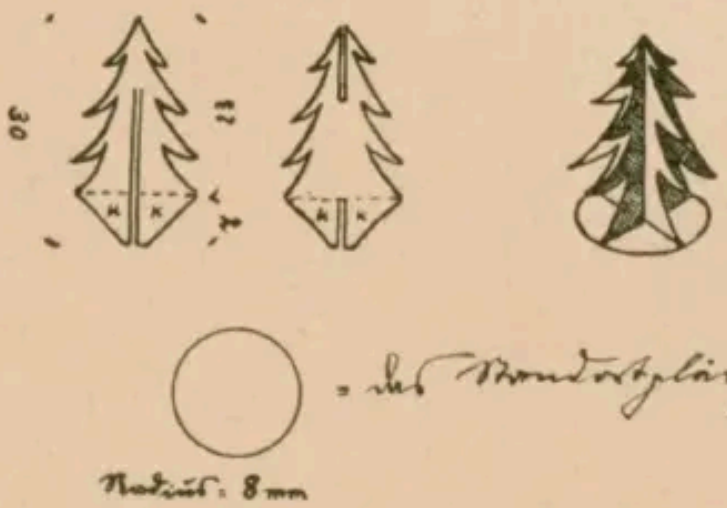
Schnittmuster für einen Kirchturm
(das Gebäude selbst ist das gleiche wie ein Haus)



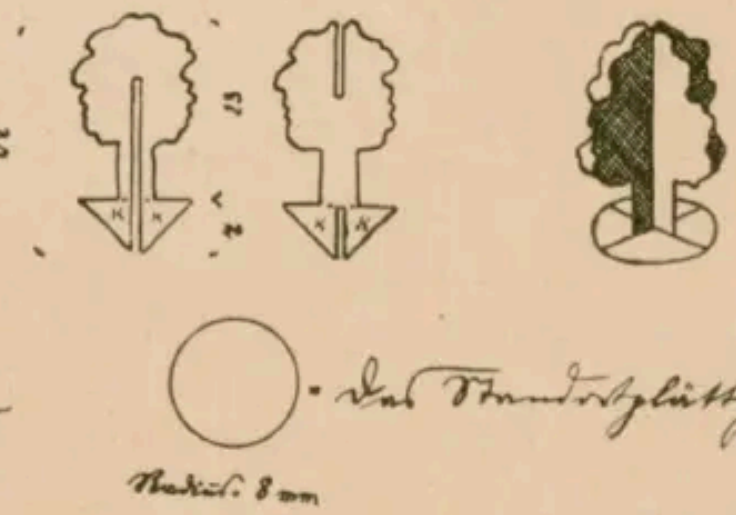
Schnittmuster für ein Brückenmodell
(für einfeldrige Wege)



Schnittmuster für ein Zelt



Schnittmuster für einen Nadelbaum



Schnittmuster für einen Laubbaum

Die Schatzinsel

Von Hans H. Henne

Eines Tages kam der junge Engländer Ivor Arnold Benett nach Puntarenas. Er sprach ganz offen über seine Angelegenheit. „Ich will den Schatz heben", sagte er selbstbewußt, „und ihr könnt darum wetten, daß ich ihn finden werde." Der ganze Hafen lachte darüber. Aber dieser Benett nahm seine Angelegenheit gut wahr. Eines Tages meldete Charlie, der Chinamann: „Er hat sich eine Jacht zugelegt, er fährt tatsächlich los." — Ja, er fuhr los. Es war zwar keine Jacht, sondern nicht mehr und nicht weniger als ein Kutter mit dem schönen Namen „Elmiranda". Weiß der Teufel, wo er den Kahn gekauft hatte.

Benett hatte irgendwo in einer Kneipe einen gewissen Gerald und einen Holländer namens van Mehren kennengelernt. Benett glaubte ihnen jedes Wort. Er hörte nicht auf die warnenden Stimmen der wenigen, die es gut mit ihm meinten und denen der blonde Brite leid tat.

Schließlich heuerte er noch den blöden Neger Josua an. Benett bestand darauf, daß noch ein vierter Mann an Bord kommen müsse. Benett schwor auf seine Mannschaft, der gute, unerfahrene Junge. „Wenn man solche Männer hat", sagte er, „dann kann unsere Angelegenheit nicht schief gehen." Was wußte so ein Anfänger von den Männern an der Küste! Nichts, rein gar nichts! Er kam daher, hatte eine Menge Geld, weil sein Vater davon etliches besaß, und wollte den Schatz auf der Kokosinsel heben. Wie alt er war? Nun, einige zwanzig Jahre, reichlich unerfahren für diese Gegend.

Die „Elmiranda" machte gute Fahrt. Gerald und van Mehren hatten das Spielen drangegeben und schienen sich zu langweilen. „Woher habt ihr eigentlich die Pläne, Sir?" fragte Gerald. — „Sind sie etwa von einem alten Matrosen?" —

„Fragen Sie nicht so dumm, van Mehren", lachte Benett ärgerlich, „Sie halten mich wohl für ein solches Greenhorn, daß ich auf derartige Sachen hereinfalle! Die Pläne sind gut, wenn sie auch tatsächlich von einem alten Sailor stammen."

Van Mehren lachte wild und nahm einen Drink. Benett war sprachlos. Wie sich dieser Mann verändert hatte! Was war denn los mit ihm? Das durfte er sich nicht gefallen lassen. „Aber wenn Sie es genau wissen wollen, hier ist der Plan", sagt er, „sehen Sie sich das an!" Auf diesen Augenblick hatten van Mehren und Gerald nur gewartet. Die beiden Männer bieten Benett ein Glas Whisky an. In durstigen Zügen leert es der Engländer und wird gesprächig: „Sehen Sie hier, da hat zum Beispiel Professor Sullivan gegraben. Er fand nur ein paar verrostete Bootshaken. Dort sprengte der Däne Jakobs und hier buddelte mein Landsmann Wight vergebens. Und hier, etwa drei Kilometer von der Einfahrt entfernt, liegt der Schatz."

Kein Mensch achtet auf Josua, der am Ruder steht und blöde und unbeholfen vor sich hin grinst.

für
4 Personen

Rheinisches Eintopfgericht

Zutaten: 4 Würfel Maggi's Rheinische Suppe, 150 g Kochwurst, 2 Pfund Kartoffeln, 2½ Liter Wasser. — Zubereitung: 2 Liter Wasser zum Kochen bringen, die Kartoffeln schälen, waschen und kleinschneiden. Die Suppenwürfel fein zerdrücken und mit ½ Liter kaltem Wasser zu dünnem, glattem Brei rühren. Sobald das Wasser kocht, den Suppenbrei unter ständigem Rühren hineingießen, nach dem Wiederaufkochen auch die Kartoffeln sowie die Wurst dazugeben, gut durchrühren und bei kleinem Feuer 25 Minuten kochen lassen.

Warmer Kartoffelsalat

Zutaten: 6 Pfund Kartoffeln, 1 Zwiebel, Salz und Pfeffer nach Geschmack, 2 Maggi's Fleischbrühwürfel, 3 Eßlöffel Essig, 2 Eßlöffel Öl. — Zubereitung: Die Kartoffeln in der Schale kochen, noch warm schälen und in Scheiben schneiden. Während des Garkochens der Kartoffeln die Fleischbrühwürfel in ½ Liter kochendem Wasser auflösen, den Essig, die feingeschnittene Zwiebel, Salz und Pfeffer sowie das Öl dazugeben. Diese Salatsoße über die Kartoffelscheiben gießen und gut vermengen.

Weitere Rezepte erhaltet Ihr kostenlos von der MAGGI-Gesellschaft · Berlin W 35

In der Nacht fährt Benett aus dem Schlaf. Ach, es ist nichts, das Wasser klackert gegen den Bug. Van Mehren und Gerald stehen am Ruder und flüstern miteinander. Aber Benett hat keine Zeit den Gedanken zu Ende zu denken. Alles geht plötzlich durcheinander in seinem Kopf. Unerträgliche Kopfschmerzen peinigen ihn. Der Mond wirbelt vom Himmel und die Sterne fallen in seine Augen. Die beiden Männer am Ruder hören einen dumpfen Aufschlag. Gerald sagt: „Den hat's. Ich sage ja, wer von unserm Whisky trinkt, der legt sich platt hin. Schade für den Jungen, aber es hat schon mal so sein müssen." Van Mehren und Gerald machen sich über Benetts Pläne her. „Das hier scheint die Fundstelle zu sein. Dieser Stein hier neben dem Baum der Ort, wo der Schatz liegt. Aber was ist hier eingezeichnet? Der Stein liegt zwei Schritt neben der Palme und sechs Fuß tief. Die haben sich gut gesichert, was?

Die beiden haben nicht gehört, daß Josua die Stiege heraufgeschlichen ist und nun hinter ihnen steht und ihr Gespräch belauscht. Van Mehren sagt: „Wenn der Junge aufwacht, sagen wir ihm, daß er Fieber hat. Sobald wir an der Insel sind, bekommt er einen zweiten Whisky mit dem Schlafmittel und schläft wieder ein."

Am nächsten Tage erscheint Benett wieder auf Deck. Als er den Neger schreien hört: „Die Insel, Sir, ich sehe einen Streifen Land!", wird er wieder ganz wach.

Alle starren nach vorn. Stunden vergehen wie im Fluge. Bald steigt das Eiland vor ihren Augen ganz nahe aus dem blauen Meer. Josua, der Neger, einer der erfahrensten Bootsleute der Küste, steuert das Schiff durch die Brandung in eine schützende Einfahrt. Am selben Abend findet Josua Gelegenheit, Benett zu sagen, wovon er sein Fieber bekommen hat. Benett sieht den Neger erstaunt an. Der Neger sieht ganz anders aus als sonst, nicht mehr blöde, sondern ganz vernünftig. „Sie haben gemixt Jualliwurzel in Whisky, das geben plötzlich Ohnmacht und Fieber." Benett glaubt zu träumen. Ihm ist alles klar. Jetzt erfährt er die ganze Geschichte, den verbrecherischen Plan der beiden. Was soll er tun? In diesen Sekunden kommt es darauf an, van Mehren ruft aus der Dunkelheit: „He, Benett, trinkt einen Whisky mit, der tut gut." „Ja", sagt Benett, „gebt nur ein Glas her, Josua mag es bringen." Und zu Josua flüstert Benett: „Geh, hol das Glas und stelle dich so, daß man mich beim Trinken nicht beobachten kann." Unbemerkt kippt Benett das Glas aus. Ein wenig später geht Benett auf Deck auf und ab. Er weiß, was er tun muß. Mit schwerem Stöhnen läßt er sich niedersinken. „Was ist, Sir", sagt van Mehren, „habt Ihr wieder schlapp gemacht?" Gerald höhnt: „Er hat bis morgen genug." Eine halbe Stunde, nachdem van Mehren und Gerald gegangen sind, berät sich Benett mit dem Neger. Josua soll zurückbleiben, Benett will ihnen nachschleichen. Benett watet durch das seichte Uferwasser und verfolgt die Spur der beiden Männer. Als er sie erreicht, befinden sie sich auf einer Lichtung. In der Mitte steht ein einzelner uralter Baum. Van Mehren und Gerald graben dort trotz der Hitze wild drauflos. Sie stehen schon bis zu den Knien in einer Grube, die sie ausgeworfen haben. Jäh kommt es wie ein Rausch über Benett. Zu groß ist die

Ja, wir sind immer draußen!

Sport, Spiel, Wanderung, — wir machen mit bei jedem Wetter! Vorher ordentlich mit Nivea einreiben, dann wird die Haut schön wetterfest und kann nicht spröde und rissig werden. Man bräunt auch besser, sogar im Winter. Bei Spiel, Sport und auf Wanderung: Nivea muß mit!

C 98

Empörung. Alle seine Pläne sieht er scheitern. Er springt vor, reißt den Revolver hoch und schreit: „Ihr Verräter!" Aber van Mehren ist schneller. Benett hört nur noch den leichten Knall, er greift sich an die Brust und wird ohnmächtig.

Hier ist eigentlich die Geschichte der Schatzsuche zu Ende. Der Öffentlichkeit ist lediglich ein Protokoll mit den Aussagen des Negers Josua bekannt. Es wird dort berichtet, daß der Neger, als er den Schuß vernahm, die „Elmiranda" verließ und den Weg ging, den Benett eingeschlagen hatte. Er fand auf der Lichtung den jungen Engländer, der in seinen Armen starb. Von van Mehren und Gerald habe er nichts weiter gesehen. Wohl sei er an die Grube getreten und habe wahrgenommen, daß sie zur Hälfte eingestürzt war. Van Mehren und Gerald waren höchstwahrscheinlich von herabstürzenden Sandmassen begraben worden.

BUCHBESPRECHUNGEN

Lieber Bernd Poeß!

Oft mußte ich mit einer dicken Aktentasche — vollgepfropft mit allerlei Büchern — zum Heimabend oder auf Fahrt gehen, wenn ich etwas vorlesen wollte. Lange mußte ich vorher nach Geschichten suchen, die den Pimpfen gefallen würden. Da gab mir kürzlich ein Fähnleinführer Deinen „Kamerad, erzähle!" in die Hand. Ich habe einen Sonntag lang darin gelesen und muß sagen, daß es ein recht schöner Tag gewesen ist. Erst wollte ich in alter Gewohnheit Papierschnitzel einlegen, damit ich die Geschichten beim Heimabend gleich zum Vorlesen finden würde. Das wurde jedoch überflüssig, weil Du Dein Buch so aufgebaut hast, daß man in den einzelnen Gruppen sofort findet, was man gerade braucht.

Jede Geschichte Deines Buches „Kamerad, erzähle!" eignet sich zum Vorlesen! Das ist der Beweis dafür, welche Mühe Du Dir bei der Auswahl gemacht hast.

Ob Dein Buch gut ist? Frag die Pimpfe — besser müßtest Du einmal sehen, wie sie zuhören, wenn man aus Deinem Erzählbuch vorliest! Sie freuen sich genau wie jeder Jungvolkführer über den „Kamerad, erzähle!"

Vielen Dank also für Dein pfundiges Buch!

Karlheinz Holzhausen.

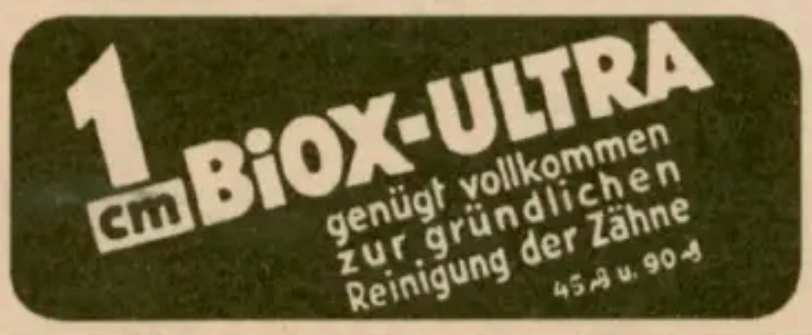
„Kamerad, erzähle!" von Bernd Poeß ist im Arwed-Strauch-Verlag, Leipzig C 1, erschienen. 239 Seiten, Leinen 3,50 RM.

„Pimpf im Dienst"

Erschienen im Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam, Wörther Straße 38, 320 Seiten mit 200 Abb., gebd. 3,85 RM.

Die neue Auflage des „Pimpf im Dienst" hat eine neue Gestaltung erfahren. War schon das Buch mit seinem bisherigen Inhalt für jeden Jungvolkführer unentbehrlich, so wird die verbesserte Auflage in noch stärkerem Maße eine vorzügliche Anleitung bei der Ausarbeitung des Dienstes im Jungvolk sein. Das Buch umfaßt nunmehr alle Gebiete, auf denen die Pimpfe geschult werden. Es ist in seinem Aufbau genau auf die Schulungsarbeit eingestellt und so übersichtlich geordnet, daß man sich sehr bald hineinfindet. Die vielen Abbildungen veranschaulichen und erleichtern den reichhaltigen Stoff. Zu allen Themen werden neben genauen Erläuterungen und Anweisungen praktische Vorschläge gemacht. In dieser Folge des „Pimpf" bringen wir einen gekürzten Abschnitt aus dem „Pimpf im Dienst". Schon hieraus werdet ihr sehen, daß die Neuauflage eine begrüßenswerte Verbesserung darstellt. K.

Das Titelbild zeichnete Georg Manzer. Die Fotos für die Montage auf der Innenseite sind von Schleinitz (1) und Presse-Photo (3). Gesamtgraphische Gestaltung Rudolf Breidenstein



Kuni Tremel-Eggert: **SONNIGE HEIMAT**

50 ernste und heitere Erzählungen

Leinen 3,75 RM.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf. G. m. b. H., München — Berlin

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Herbert Reinecker

Herausgegeben von der Reichsjugendführung, Amt Pr., Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstr. 87-91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Verantwortl. für den Anzeigenteil: Ulrich Herold, Berlin. Druck: M. Müller & Sohn K.G., Zweigniederlassung Berlin. D.A. II. Viertelj.38: über 75000 Pl. Nr. 9. Bezug durch den Verlag, die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis vierteljährl. 60 Pfennig, zuzüglich Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann.

Die Freiluft zehrt. Wir werden satt!

Selbst ist der Mann, der **Knorrox** hat:

die gute **Knorrox** Fleischbrühe.

Größe 25×14 cm

Morsen spielend erlernen

in wenigen Tagen!

RM. 5.50 einschließlich Farbe und 10 Rollen spesenfrei ins Haus gegen Nachnahme.
Zu beziehen durch den Einzelhandel. Wo nicht erhältlich, zu erfragen beim Hersteller.

Michael Seidel

Spiel- u. Metallwarenfabrik, Zirndorf b. Nbg.

Er wahrt
seinen
Vorteil und
bestellt

rasch und kostenlos den 224 seitigen Photo-Katalog W 11 Teilzahlung. Ansichtssendung, Fernberatung kostenlos und unverbindlich.

Der Photo-Porst

Nürnberg-O, S.O. 11
Der Welt größtes Photo-Haus.

Gutes Licht

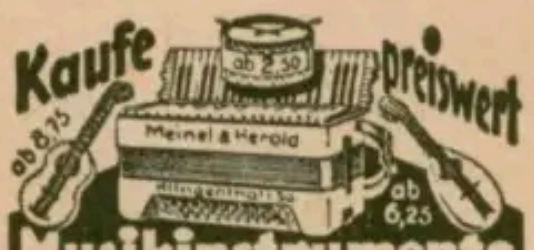
schützt Dein Leben!

Man muß aber die richtigen Lampen verwenden. Osram-Fahrrad-Lampen für Scheinwerfer und Schlußlicht erfüllen die an sie zu stellenden Anforderungen.

Verlange immer ausdrücklich

1

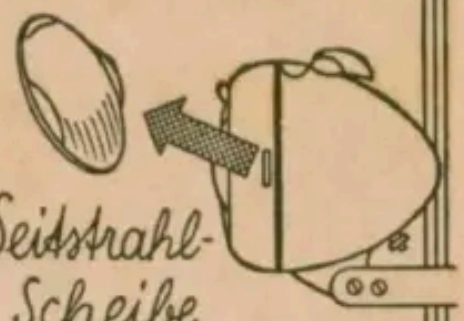
OSRAM



Kaufe Preiswert

Musikinstrumente
spez. Handharmonikas
von RM. 4,40 ab
Über 1 Million Kunden nur von der 30000 Dankschreiben
Musikinstrumenten- und Harmonika-Fabrik
Meinel & Herold
Klingenthal No 482
Versand nur an Private
Katalog kostenlos · Günstige Teilzahlung

Die weltberühmte
HOHNER
gegen zehn Monatsraten
Gratis großer Katalog mit 150 Abb. und Teilz.-Preisen
LINDBERG
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschl.
MUNCHEN
Kaufingerstraße 10



Seitstrahl-Scheibe

für seitliche Warnstrahlen und Lichtkontrolle in den guten Scheinwerfern mit 4-fach-Schaltung. Mit starker BOSCH-Radlichtmaschine von RM. 10.50 an bei jedem Fahrradhändler.

BOSCH RADLICHT

Ahnenpaß

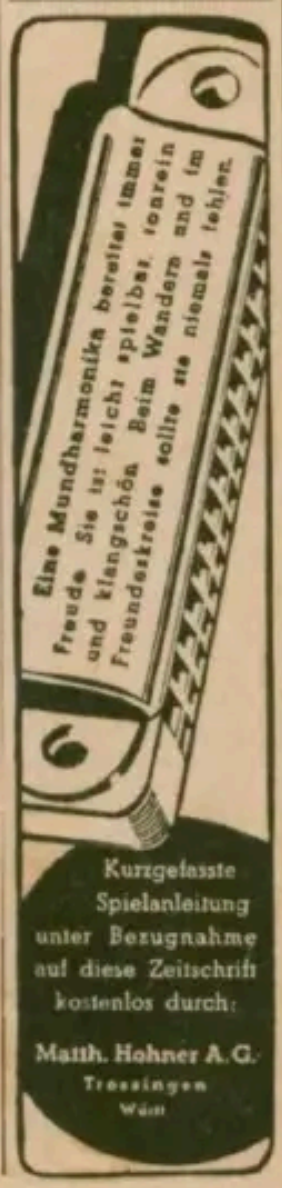
von vielen Dienststellen der Reichsleitung der NSDAP. begutachtet und zum Dienstgebrauch empfohlen / In Leinenumschlag RM. -,50. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München-Berlin

Lest und verbreitet
Die „HJ."

MAUSER
Kleinkaliber-Büchsen!
Verlangen Sie Drucksache HJ 1938
MAUSER-WERKE A-G OBERNDORF A.N

Berücksichtigt unsere Inserenten!



Wunderlich-Musikinstrumente
sind sehr gut.
Interessenten Katalog frei.
C.A. Wunderlich
gegr. 1854
Siebenbrunn (Vogtland) 26

Lest den „J. B."

Diana
Luftgewehr

Diana
Luftgewehre
Luftpistolen
für Übung und Sport. Waffenscheinfrei! Kein Rauch, kein Knall, billige Munition, genaueste Schußleistung. Lieferung nur durch den Fachhandel.
Prospekte kostenlos.
Dianawerk
Rastatt 8